Ueber
moderne Literatur.

Zweite Sendung

Börne. Heine.

Ueber

moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame

von

Gotthart Oswald Marbach.

Zweite Sendung:

Börne. Heine.

Motto: Erlaubt ist, was sich ziemt.
Goethe.

Leipzig,
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

1836.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Elfter Brief. Einführung Börnes. Krisis der Zeit 133

Zwölfter Brief. Der Teufel als historische Person. Moderne Don-Quixoterie 147

Dreizehnter Brief. Die Revolution 159

Vierzehnter Brief. Börnes Recht. Allgegenwärtigkeit des Rechts 167

Funfzehnter Brief. Staat. Aristokratie 180

Sechzehnter Brief. Freiheit 195

Siebzehnter Brief. Absolutismus. Liberalismus 203

Achtzehnter Brief. Börnes unsterbliches Verdienst. Börne, Goethe und die Deutschen 213

Neunzehnter Brief. Heine. Gegensätze der modernen Literatur 226

Zwanzigster Brief. Weltreligion. Katholicismus 235

Seite

Einundzwanzigster Brief. Heines Pantheismus. Spinozismus. Christenthum 243

Zweiundzwanzigster Brief. Persönlichkeit und Unsterblichkeit 254

Dreiundzwanzigster Brief. Dreieinigkeit. Protestantismus 263

Vierundzwanzigster Brief. Pantheismus bei Goethe und Hegel 276

Fünfundzwanzigster Brief. Einung der Gegensätze 286

Elfter Brief.

Einführung Börnes. Krisis der Zeit.

Sie erhalten hiermit, verehrte Freundin, eine zweite Sendung meiner Literaturbriefe, von der ich bis jetzt noch gar nicht ahnen kann, wie sie ablaufen wird, da ich sie so eben erst beginne. Nur so viel weiß ich, daß ich mit großer Beklommenheit daran gehe; daß ich fast bereue, einer Dame das Versprechen gegeben zu haben, an sie über moderne Literatur, und namentlich in der zweiten Briefsendung über Börne und Heine zu schreiben.

Von Menzel ließ sich in bester Damengesellschaft noch mit geziemendem Anstande sprechen, denn obschon Menzel zuweilen höchst unanständig, bis zur Ekelhaftigkeit unsauber wird, so schneidet er doch wenigstens ein frommes Gesicht, hüllt sich in das faltige Mäntelchen der Moral, und man kann ihn in der Gesellschaft leiden, wie eine gar=

stige alte Jungfer, die sich mit ihrer Tugend unangenehm macht, nachdem die Zeiten vorüber sind, wo sie durch das Gegentheil reüssirte. Aber ich soll Börne in Ihr zierliches, reinliches Boudoir einführen, den unsaubersten, ungeschliffensten Schlingel, den es unter den zweimalhunderttausend europäischen Schriftstellern giebt. Muß ich nicht fürchten, Sie lassen mich sammt Börne zur Thüre hinauswerfen, wenn ich mit ihm zu erscheinen wage.

Ich habe schon daran gedacht, ob ich nicht Börne gänzlich übergehen könnte. Es ist ganz unmöglich. Alle Flegeleien, welche in der modernen Literatur vorkommen, stammen von Börne, so wie alle Willkührlichkeiten von Menzel, alle Unsittlichkeiten von Heine ihren Ursprung ableiten. Sie würden, ohne Börne zu kennen, mit großem Unrecht die Pöbelhaftigkeit vieler modernen Autoren für Originalität halten, und die vermeintlichen Originale als unleidlich verwerfen. Lernen Sie Börne kennen, und Sie werden gerechter gegen die junge Literatur sein; Sie werden dieselbe zart und anmuthig finden, freilich nur Börne gegenüber. Gewissermaßen

ist Börne der Vorturner des jungen Deutschlands, wie es Jahn für die alten Deutschen war. Diese alten Deutschen hatte zwar nur der Schneider gemacht; aber die jungen Deutschen, die sich jetzt so übermüthig erhoben, sind wahrhaftig nur die neue Mode einer alten Thorheit. Alles hat seine Zeit: der alte Jahn trägt zwar noch immer einen deutschen Rock, rasirt sich nicht und reinigt weniger sich selbst, als die deutsche Sprache; aber niemand kümmert sich um ihn. So wird auch bald eine Zeit kommen, wo niemand lächelt, wenn bei einem ästhetischen Thee eine Dame fragt: wer ist dieser Börne? in welchem Jahrhundert hat er gelebt? Vielleicht schimpft zu derselben Zeit Börne noch ruhig fort auf die Deutschen, die er in der That zum Auffressen liebt. Man läßt ihn dann knurren, wie einen alten Haushund, der keine Zähne mehr hat.

„Göttliche Grobheit, vor dir falle ich nieder!" ruft der große Börne selbst in einem seiner Briefe aus.

Man hat Börnes Grobheit damit zu entschuldigen und zu rechtfertigen gesucht, daß man gesagt

hat: er sei nur so erschrecklich grob, weil wir Deutschen ein grober Klotz wären, auf den ein grober Keil gehöre. Mag wohl wahr sein; denn in der That hat selbst dieser grobe Keil keine erhebliche Spaltung unter uns zu Wege zu bringen vermocht. Die Narrheit steckt aber darin, daß Börne und die Börnianer sich einbilden, um eine Revolution in Deutschland à la France hervorzubringen, fehle es nur an einem deutschen Marat, das Uebrige finde sich alles von selbst. Alle Scribenten der Revolutionsepoche zusammen haben nicht einen Tag der Barricaden bewirkt, aber sie alle hat die Eine Revolution gemacht. Marat war das Echo eines Rache brüllenden Volkes, darum erkannte Frankreich in ihm seine Stimme; aus Börne schreit und sprudelt und flucht nur eben Börne. In diesem Toben Börnes macht sich ein fürchterlicher Schmerz Luft, der uns mit Entsetzen erfüllt; aber er ist nicht die Krankheit eines Volkes, er ist die Krankheit eines einzelnen Menschen. Alle, die ihn sehen, muß dieser Anblick aufregen; aber während die Bessern wünschen, es möge die Wuth der Krankheit sich legen,

welche den Armen also rasen macht, giebt es Jammerseelen genug, welchen der Schmerz eines gequälten Schlachtopfers einen angenehmen Kitzel erregt. Sie klatschen Börne Beifall, sie schicken nach jedem neuen Bande seiner Schriften in die Leihbibliothek — nicht weil sie von ihm Worte erwarteten, die den Schmerz ihrer eigenen Brust ausdrückten, nicht weil seine flammende Rede sie zur That entzündete, o nein! sie selbst sind gute, friedliebende Philister, die höchstens auf Bierbänken zu einigen revolutionären Reden sich ermuthigen; sie lesen die Briefe aus Paris, — weil sie Börne ungeheuer amüsirt! Er ist ihnen ein gedrucktes Berliner Hökerweib, sie bezahlen ihren Groschen Lesegebühren, und lassen sich von Börne Eins vorschimpfen, um sich zu amüsiren!

Börnes Feder ist in das Blut seines Herzens getaucht, Börne ist von Grund der Seele ein edler, redlicher Mensch; er ist kein Komödiant, der sich den Dolch in die Brust stößt, weil er weiß, daß die Klinge desselben in den Griff zurückfährt: jeder seiner Briefe ist ein Dolch, der wirklich und wahr-

haftig in seinem Herzen gesteckt hat, den er unter Blut und Schmerzen herausgezogen und in die Welt geschleudert, um die Gespenster zu ermorden, die ihn in seinen Fieberträumen martern. Diese sind aber eben Gespenster ohne Wahrheit und Wirklichkeit, und Börnes Dolche verletzen Niemand, sie amüsiren nur jene Jammerseelen. Es ist die verächtlichste Gemeinheit, die sich so an den Todeswehen eines zur Unsterblichkeit geborenen Geistes belustigt. Börne fühlt dieß und darum flucht er so auf die Deutschen, die seine Schriften alle lesen und dabei immer unbewegliche und unbewegte Zuschauer bleiben. Ich selbst könnte mich bis zu Börnescher Wuth gegen die Elenden ereifern, die ihn loben, weil er sie amüsirt. Kein Verhaftsbefehl, kein Todesurtheil, welches eine deutsche Regierung gegen Börne ausspräche, könnte ihn so tief verwunden, wie die Bewunderung, die ihm solche Leser schenken.

Glauben Sie mir, meine theure Freundin, gegen Niemand in der Welt schreibe ich so ungern, wie gegen Börne. Aber wenn ich von ihm schreibe,

muß ich gegen ihn schreiben. Der Irrthum muß bekämpft werden, damit der Sieg der Wahrheit früher vollendet sei. Die Irrenden sind die Opfer nicht der Willkühr ihrer Gegner, sondern ihres eigenen Wahnes; aber wo der Irrthum mit so viel Redlichkeit und Aufrichtigkeit der Gesinnung verknüpft ist, da blutet uns selbst das Herz, wenn wir im Kampfe das Haupt unseres Gegners treffen. Ich habe das feste Bewußtseyn, daß ich nicht gegen die Personen meiner Gegner kämpfe, sondern gegen ihre Prinzipien zur Ehre der Wahrheit; aber Männer wie Börne verwunde ich bis in das Tiefste ihrer Seele, wenn ich gegen ihre Prinzipien den Vernichtungkampf führe, denn ihre Prinzipien sind sie selbst. Vielleicht irre ich in meiner Meinung von Börne, vielleicht ist es auch ihm mit seiner Wuth, mit seinen Schmerzen kein ächter Ernst; aber ich gestehe Ihnen, daß ich die Schriften keines der ultraliberalen Schriftsteller mit solcher innern Unruhe, mit solchem Selbstzwange, so nur weil ich mußte gelesen, wie Börnes, weil ich nicht umhin konnte, ihn zugleich persönlich zu achten,

während seine Reden meinem Verstande am wenigsten zu schaffen machten, da sie eben wegen ihrer Leidenschaftlichkeit in der ganzen Blöße ihrer Nichtigkeit auftreten.

Es ist gewiß, es ist leider wahr, daß Börnes Schriften auch Bewunderer gefunden, welche mit ihm sympathisirten. Der Börnesche Wahnsinn ist fast zu einer Art Modekrankheit, besonders unter den jungen Leuten geworden, welche von dem Ernst des Lebens, namentlich von der tiefen Bedeutung des Familien-, Volk- und Staatlebens noch keinen Begriff erlangt haben. Diese Unkenntniß ist es auch, welche für den Staat das aus jener Krankhaftigkeit sich ergebende Anstreben gegen ihn gefahrlos gemacht hat. Eine Krankheit, die eine so breite Ausdehnung gewinnt und sich bei Einzelnen mit solcher Wuth, wie bei Börne, äußert, muß aber einen Grund haben, welcher kein Zufall ist. Man hat von tellurischen und atmosphärischen Einflüssen gesprochen, welche die Verbreitung der Cholera über Europa, ja über die Erde möglich gemacht; eine ähnliche Bedingung der geistigen Atmosphäre, in

welcher wir athmen, muß vorhanden sein, welche die Verbreitung dieser Geistkrankheit möglich macht. Denn nicht minder verheerend, als die Cholera, durchzieht sie Europa, und zehrt Glück und Zufriedenheit, alle Behaglichkeit des Lebens auf.

Giebt es irgend Etwas, welches die Krisis, in welcher die Geschichte liegt, beurkundet, so ist es die angegebene Krankhaftigkeit. Sie äußert sich am gewaltigsten bei dem aufkeimenden Geschlechte, denn dieß ist am meisten hin- und hergezogen von den geistigen Interessen der alten und der neuen Welt, die mit einander kämpfen. Der Geist der Vergangenheit und der Geist der Zukunft greifen in das Menschenherz; jener mit der Kraft der sich selbst aufgebenden Verzweiflung, dieser mit der Jugendkraft, die Jahrhunderte auszudauern in seinen Arm concentrirt ist; wie soll es da nicht Schmerz leiden, bluten, zerreißen. Je schneidender der Widerspruch zwischen Vergangenheit und Zukunft, die sich zum Todeskampfe in der Gegenwart begegnen, für einen einzelnen Menschen ist, um so schmerzlicher muß derselbe diesen Widerspruch empfinden.

So erklärt sich eine Erscheinung wie Börne. Er ist ein Jude, noch dazu ein Frankfurter Jude. Alle Vorurtheile, Qualen, Verbrechen, welche die Vergangenheit über dieses Volk ausgegossen, aller daraus sich ergebende Haß (die erste Reaction der neuen Zeit, welche mit der Erklärung der Menschenrechte auftrat) sitzen in seiner Brust. Jede Freude der erwachenden Zukunft wird ihm durch den Schmerz der Wunde zerstört, die ihm die Vergangenheit schlug. Die Wunden schmerzen, wenn sie heilen. Die Juden fühlen, wie tief wir sie geschlagen, erst jetzt, da wir bemüht sind, jene Wunden mit dem Schwerte, das sie schlug, zu heilen. Von einem höhern Standpunkte, von einem Standpunkte, welcher über die Zeit selbst erhaben ist, stellt sich jene Krankheit der Gegenwart, von welcher ich sprach, als der Augenblick der Genesung dar: wie man den Mißmuth, die Reizbarkeit des Kranken als das erste Wiedererwachen der Lebenkraft anerkennt. Der Genesende fühlt die Kraft der Gesundheit begleitet von dem Schmerze der Krankheit, und durch jene wird ihm dieser unerträglich.

Sehen Sie, meine Freundin, hierin den Grund jener bis zur Verzweiflung sich steigernden Angst Börnes, daß alle Vortheile, welche die sich herausringende Zukunft über die Vergangenheit davon getragen, wieder verloren gehen könnten. Der ärgste Geizhals kann seine mühsam erworbenen Schätze nicht ängstlicher bewachen, wie Börne die Goldstücke der Freiheit, welche das Gepräge der erwachten Zeit tragen. Er stellt sich händeringend hin, seufzt, jammert, flucht, daß er ein armer geschlagener Mann sey, dem man Alles entrissen, nur damit man nicht den schon errungenen Besitz ihm wieder entreiße; er weiß nicht, was er noch will, aber er will mehr, immer mehr, und von Jedem, der allenfalls die Macht dazu hätte, glaubt er, daß er auch den bösen Willen habe, seinen Schatz ihm zu entreißen.

Es giebt aber noch einen andern, tief in der Natur des einzelnen Menschen begründeten Umstand, welcher zu feindlicher Auflehnung gegen Alles, welches sich ein allgemeines, dem endlichen Menschen überlegenes Dasein gegeben hat, aufreizt. Wie die Unendlichkeit über der Endlichkeit, wie der

Himmel über der Erde, stehet die Vernunft, welche in Sitte, Religion und Staat ausgesprochen und verwirklicht ist, über dem, was der einzelne Mensch, welchem es nicht gelungen ist, sich zur Unendlichkeit des Geistes zu befreien, der Mensch, den Triebe und Leidenschaften beherrschen, seine Vernunft nennt, und für die Eine Vernunft hält, welche der Quell aller Wahrheit ist. Der unendliche Geist ist aber in Wahrheit der vernünftige und Eine, während der endlichen Geister so viele sind, als einzelne Menschenleiber. Daher die Unzähligkeit der Meinungen, der Ansichten, der Einfälle, all das Hinundhergerede von Zufälligkeiten, Möglichkeiten, Thunlichkeiten, und wie die Formen weiter heißen mögen, welche die endlichen Geister annehmen, um sich zur Einzigkeit des unendlichen Geistes aufzublähen.

Der endliche Geist, welcher die kurze Spanne Zeit von der Wiege bis zum Grabe den Schein, nur den Schein eines Daseins hat, und während dessen noch in der Knechtschaft liegt unter einem rohen übermüthigen Herrn, dem Körper, dessen Lüste zu befriedigen, er immer und immer

sich abquälen muß, — dieser endliche Geist haßt den unendlichen, welcher das Gesetz der Sitte in die Brust des Menschen geschrieben und die Staaten gegründet hat. Die selbstbewußte Vernünftigkeit eines jeden Staates ist ausgesprochen in seinen Gesetzen. Darum hassen die endlich gesinnten Menschen das Gesetz nicht blos dann, wenn es ihrer Sinnlichkeit in den Weg tritt, wiewohl dann am meisten; sondern überhaupt, weil es der Ausspruch eines Geistes ist, in dessen Verneinung sie allein ihr Scheindasein besitzen. An der Zerstörung des Staates, an der Aufhebung des Gesetzes zu arbeiten, ist die Lust des endlichen Geistes. Dieser endliche Geist ist der Mephisto, der jeden Menschen durch das Leben begleitet und ihn versuchet, der bis zum Grabe der Lust des lebendigen Leichnams dient, — der Geist, der stets negirt, — dem der Mensch die Unsterblichkeit opfert für einen kurzen Rausch des Wahnes. Es giebt kein sichreres Kennzeichen dieses Geistes, als den H a ß g e g e n d a s G e s e t z. Aber eben weil er der endliche, der Geist aber, welcher im Staate sein Dasein hat, der unendliche ist, kann

er gegen diesen nicht aufkommen. Sein Streben ist ein immer vergebliches. Wir Menschen sind eben so sehr Kinder Gottes, als Kinder des Satans. Die diabolische Natur der Menschen äußert sich aber zu verschiedenen Zeiten verschieden, und hierüber müssen Sie mir, werthe Freundin, in den nächsten Briefen noch einige Bemerkungen gestatten, so wenig dieselben auch vielleicht Ihrem ästhetischen Gefühle zusagen werden.

Zwölfter Brief.

Der Teufel als historische Person. — Moderne Don-Quixoterie.

Ich sage Ihnen, meine werthe Freundin, es ist ein schlimmes Zeichen der Zeit, daß es gelungen ist, den Hanswurst erst aus der Gesellschaft und endlich so gar von der Bühne zu verdrängen.

Es waren glückliche Zeiten, da es noch Menschen gab, welche von der Narrheit Profession machten, und wo in gewissen Zeiten, etwa jährlich Ein Mal, jeder ein Narr wurde, um die übrige Zeit desto ungestörter vernünftig zu sein. Alles muß seine gehörige Zeit haben, soll das Leben behaglich sein, auch Weisheit und Thorheit. Die Gegenwart aber ist von so unzähligen Interessen bewegt, daß sie Alles unter einander würfelt; sie macht auch keinen Unterschied zwischen Narrheit und Klugheit. Thorheiten behandeln wir mit dem Ernste eines

Richters über Leben und Tod; blutige Wahrheiten sprechen wir mit lachendem Munde aus.

Es gab eine Zeit, da räumte man jährlich einmal der Thorheit sogar die Tempel ein. Haben Sie von den Narrenfesten gehört, welche einst das christliche Europa feierte? Die Narren zogen feierlich in die Kirche, wählten einen Bischof, Erzbischof, Papst, legten ihm die priesterlichen Gewänder an, verrichteten das Hochamt, sangen Lieder voller Schmuz und Unsinn, spielten mit Würfeln auf demselben Altare, auf welchem in vernünftigen Zeiten die heiligen Sacramente verwaltet wurden.

Wir können solchen derben Spaß nicht mehr vertragen, daher pflegen unsere Historiker, wenn sie von jener Zeit sprechen und auf die Narrenfeste kommen, mit einem andächtigen „Gott sei Dank" das Licht der Gegenwart über die Finsterniß der alten Zeit zu erheben. Aber ehemals hielt man das Narrenfest für Gott eben so angenehm, für eben so heilig als nur eines der christlichen Kirche. Entsetzen Sie sich nicht, wenn ich zu behaupten wage, daß wahrhaftig die Vertheidiger der

Narrenfeste Recht haben. Dieselben sind nicht ein Beweis von dem Mangel, sondern von der Macht des Glaubens ihrer Zeit. Es ist wahr, daß in ihnen etwas Diabolisches lag, aber dieß wurde zum Gegenstande des Spottes und des Lachens gemacht. Das Christenthum durchdrang damals die Menschen mit der lebendigen zweifellosen Gewißheit, daß die Macht des Satans, der Lüge, der Sünde gebrochen, vernichtet sei. Alle Anstrebungen des Bösen wieder zur Herrschaft zu gelangen, die ihm Christus entrissen, waren nicht fürchterlich, sondern lächerlich. Das Böse, das öffentlich als Thorheit anerkannt und verlacht wird, ist ohnmächtig. Erst als das Böse nicht mehr nur zur Zeit des Narrenfestes die heiligen Gebräuche profanirte, als es sich in die Kirche bleibend einnistete und erst leise, dann immer frecher sich geltend machte, — erst da begann die Furcht vor dem Bösen, über das man nicht mehr lachte. Da wurden die Narrenfeste verboten, denn man fühlte sich getroffen und verletzt durch sie; da begannen die Hexenprocesse; da mußten sich endlich Männer Gottes mit dem Schwerte

des Glaubens zum Kampfe gegen den Satan rüsten; — da warf Luther im glühenden Zorne dem Teufel sein Tintenfaß an den Kopf, dasselbe Tintenfaß, aus welchem die heilige Schrift ihre Auferstehung feierte. Es ist wahr, wir haben seitdem auch die Furcht vor dem Teufel verloren. Wir lachen nicht mehr über ihn, wir fürchten ihn auch nicht, — wir verachten ihn. Aber dadurch hat derselbe ein neues Mittel gefunden, unter uns sein Reich auszubreiten.

Den Teufel sind wir los, die Teufel sind geblieben! Der alte Luther hatte so lange mit dem Teufel gerungen, bis er ihn überwältigt und in Ketten geschlagen. Um zu entkommen, stellte der listige sich todt, und wir haben es ihm geglaubt; wir haben die Fessel gelöst, und seitdem ist er frei, und wirthschaftet schier ärger unter uns als jemals. Nicht im Gefühle eines lebendigen Glaubens verachten wir das Böse, sondern im Gefühle unserer eigenen Klugheit. Wir wollen klüger sein als der Teufel, und in dieser Klugheit sind wir eben ganz und gar des Teufels.

Nachdem wir erst bewiesen, daß es keinen Teufel giebt, haben wir auch das Dasein Gottes wenigstens in der Welt geläugnet. In einen Himmel außerhalb der Welt haben wir ihn verwiesen, damit wir diese Welt nach unserer eigenen Weisheit einrichten konnten.

Wie viel haben sich die aufgeklärten Leute darauf zu Gute gethan, daß sie es dahin gebracht haben, aller Autoritäten ledig zu sein. Wo giebt es noch ein Heiligthum, das nicht mit frecher Hand angetastet und profanirt worden wäre! Kirche und Staat, Religion und Sitte — wer dünkt sich nicht klug genug, über sie absprechen zu können, welcher Wortkrämer ist nicht klüger als der Geist, welcher jene gestiftet! Jeder weiß, daß um einen Rock machen zu können, er erst das Schneiderhandwerk gelernt haben müsse, aber jeder meint, ohne Weiteres einen Staat oder eine Kirche zuschneiden zu können, ohne irgend etwas gelernt zu haben! Dahin ist es gekommen, daß unsere jungen Schriftsteller kein besseres Mittel kennen, sich die ritterlichen Autor-Sporen zu verdienen, als einen Feld-

zug gegen Staat und Kirche. Hier sind sie des Beifalls der Zuschauer gewiß.

Es ist wahr, daß diese Helden Religion und Sitte gar nicht einmal kennen, daß sie anstatt gegen diese zu kämpfen, mit Gespenstern streiten, die ihre eigene Phantasie ihnen vorlügt. Sie schlagen mit ihren vergifteten Schwertern nur die Luft. Darum haben Religion und Sitte, hat sie der Staat bisher ungestört gebaren lassen. Aber ein wahres Unglück ist, daß jene Gespenster von Vielen in der That für das gehalten werden, für welches jene ritterlichen Don=Quixote der Freiheit sie ausgeben.

Börne ist der gewaltigste Vorkämpfer dieses streitbaren Ordens; er hat Thaten gethan trotz dem ehrbaren Ritter Don Quixote de la Mancha. Keiner glaubt so fest an die Wirklichkeit der Lüge, gegen die er zu Felde zieht, wie er; aber Alle schliessen sich an ihn an, die durch Tüchtigkeit in irgend einer Hinsicht eine ehrenwerthe Stellung in der Gesellschaft sich nicht zu geben vermögen. Gelernt haben sie nichts, arbeiten mögen sie nicht, zu betteln schämen sie sich, — was giebt es Gescheuteres, als

ein Schriftsteller à la Börne zu werden. Nur brav geschimpft, gelärmt, je unverständiger, desto besser, es wird an einem müßigen Publikum nicht fehlen, welches zuschaut und Beifall klatscht!

Sie werden mir, werthe Freundin, vielleicht den Vorwurf zu großer Härte machen, wenn ich mit dem eben Gesagten einen großen Theil unserer modernen quasipolitischen Schriftsteller charakterisire. In der That giebt es keine tiefere sittliche Nichtswürdigkeit, als die, welche das heiligste Besitzthum der Menschen mit Schmuz bewirft, um den Beifall eines frechen Pöbels zu erlangen. Keinem Einzelnen möchte ich diesen Vorwurf machen, denn ich kann in keines Einzelnen Brust lesen. Ich habe Börne als einen edlen Menschen geschildert, dem es mit seiner Wuth ein herzzerfressender Ernst ist; ich habe Menzel, der im Kampfe gegen heilige Autoritäten und gegen die Heiligkeit des Staates mit frechster Willkühr vorangegangen, als einen verblendeten Menschen, aber als ehrenwerthen Charakter hingestellt. Aber in der jüngsten Vergangenheit haben wir Beispiele genug erlebt, daß es nicht

Allen, die gegen das Heilige gelästert, ein ähnlicher Ernst gewesen. Lange genug haben sie den Staat verlästert, haben den ruhenden Löwen in bubenhafter Willkühr mit Schmuz beworfen und frech an seiner Mähne gezupft; — er hat endlich einmal derb zugeschlagen mit seinen gewaltigen Pranken — und wie Spreu ist das elende Gesindel auseinander gefahren. Winselnd sind sie zusammengekrochen und haben sich demüthig entschuldigt: es sei ja Alles nur ein Spaß gewesen; haben gelogen: sie hätten nie eine feindliche Absicht gehegt. Ich könnte Namen nennen, aber ich will nicht. Sie haben die Macht der Autorität empfunden, die sie lange herabgewürdigt; vielleicht haben sie nun wirklich dieselbe anerkannt. Ich würde vielleicht jedem Unrecht thun, dem ich namentlich vorwürfe, seine jetzige Anerkennung sei feige Verstellung. Aber der gegenwärtige Zustand des literarischen Faustrechts bringt es mit sich, daß ich selbst gerade in diesen elenden Heuchlern die bittersten, gefährlichsten Feinde habe. Sie hauen nicht mehr mit blanken Schwertern um sich, sondern stechen heimlich mit vergifteten Dol-

chen. Sie haben, meine Frenndin, gelesen, wie ich über das junge Deutschland in der ersten Sendung dieser Briefe gesprochen; ein Recensent meiner Briefe (in der literarischen Zeitung) nennt dieses junge Deutschland den ärgsten Flecken unserer Literatur, eine unsittliche und antireligiöse Richtung, und macht mir dann den Vorwurf, die ehrenrührigsten Beschuldigungen gegen diese Gegner Menzels ausgesprochen zu haben; sagt mir das Empörendste nach, was ich eben bezeichnet, ich schriebe nicht im Dienste der Wahrheit, sondern „um mir die ersten Sporen zu verdienen.“ So hat man den Namen Ihres Freundes benutzt, um ihn zu lästern: sein Eifer sei ein Resultat der eitelsten Eigenliebe, der gemeinsten Gesinnung. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun,“ darauf soll ich meine Hoffnungen gründen, darum „lieblos und nüchtern“ aburtheilen. Was ich zu erwidern habe? — Wenn Menzel und die jungen Deutschen die bauenden Könige sind; bei Gott, dann will ich ein Kärner sein, aber nur, um ihre Gebäude niederzureißen! Irrthum und Dummheit

lassen sich beweisen, niederträchtige Gesinnung nicht; ich habe an meinen Gegnern jene zu beweisen gesucht, mir hat man diese vorgeworfen. Daß es so kommen würde, habe ich vorher gewußt. Man wird meinen Namen noch ärger besudeln, und ich werde schweigen. Wer in meinen Briefen die Lauterkeit meiner Gesinnung nicht erkennt, — den werde ich durch Schimpfen gegen Schimpfen nicht überzeugen, und überzeugte ich ihn, so hätte ich nur einen verächtlichen Freund gewonnen, den ich nicht mag.

Es giebt keine Handlung, hat keine gegeben und wird keine geben, der man nicht eine beliebige Absicht unterschieben könnte. Es giebt daher kein leichteres, mit weniger Witz zu erkaufendes Mittel, sich die Bedeutung eines scharfsichtigen Politikers zu geben, als dieß: Volk und Regierung zu trennen, jenes als das leidende, diese als die handelnde vorzustellen, und Allem, was die letztere auch thun mag, eine niederträchtige Absicht gegen das Volk unterzulegen. Nach Börne sind die besten Regierungen überdieß so schlecht, wie die schlechtesten,

denn die Schlechtigkeit ist eben die, daß sie Regierungen sind. Es ist auch ein Verbrechen dem souverainen Volke Gutes thun zu wollen. „Wenn einem Volke seines Königs Nase nicht gefällt, so hat es das Recht ihn fortzujagen“: darin besteht die Souverainität des Volkes. Daß es so wenig ein Volk ohne eine Regierung, wie eine Regierung ohne ein Volk geben könne, das begreift zwar der Dümmste, aber jene geistreichen Schriftsteller begreifen es nicht.

Aber gesetzt eine Regierung thäte wirklich ihrem Volke nicht Gutes sondern Böses, warum erträgt sie das Volk? — weil es dumm ist, sagt Börne, aber die Regierung klug. Was würden Sie von einem Menschen halten, der sich Arme und Beine zerbiß, und der Ihnen sagte: Dieß geschäh, weil sein Kopf denke und klug sei, seine Arme und Beine aber dumm wären. Ich glaube Sie würden gegen die Klugheit seines Kopfes einige Zweifel hegen. Die Regierung jedes Volkes ist mit diesem so eng verwachsen wie Kopf und Leib, und eine böse Regierung ist sicher allemal auch eine dumme. Nur

in eroberten Staaten mag es anders sein, da ist die Regierung ein Feind des unterjochten Volkes, aber doch nur allein darum, weil sie ein Freund des Volkes ist, dem sie ursprünglich angehört, des obsiegenden Volkes. Die Schlechtigkeit einer solchen Regierung liegt nur allein in dem Umstande, daß sie nicht die eigenthümliche des unterjochten Volkes ist.

Dreizehnter Brief.

Die Revolution.

Glauben Sie nicht, meine werthe Freundin, nach dem was ich in dem vorigen Briefe gesagt, daß ich die Meinung hege, daß jeder Zwiespalt zwischen Volk und Regierung unmöglich sei, oder daß bei einem solchen allemal das Unrecht auf Seiten des Volkes stehe. Eine Regierung ist schlecht, wenn sie unklug ist, und wenn sie dem Volke, welches sie beherrscht, nicht von Natur zugehört. Dieß kann auch dann der Fall sein, wenn die Natur des Volkes sich geändert hat, während die Form der Regierung dieselbe geblieben ist. Man hat mit Recht die mittelalterliche Regierungverfassung in Europa abgeschafft, denn die Völker haben keine mittelalterliche Gesinnung mehr; wir haben eben so das Pabstthum abgeschafft, als wir keine katholisch kirchliche Gesinnung mehr hatten.

Der ewige Geist, welcher Staaten und Kirchen gründet, kommt in diesen zu zeitlicher Erscheinung. Was zeitlich ist, entsteht, entwickelt sich und vergeht endlich wieder, so auch jene zeitliche Erscheinung des ewigen Geistes.

Jeder Entwickelungstufe des Geistes entspricht eine bestimmte Staatform. Der Geist, welcher in einer gewissen Staatform Wirklichkeit sich gegeben, entweicht, wie er ein anderer wird, allmählig wieder aus derselben; zuletzt bleibt nur leere Form übrig. Der endliche Geist, welcher bis dahin vergebens gegen den unendlichen angekämpft hatte, gegen diesen ein Ohnmächtiger war, fällt nun mit Glück den Leichnam an, aus welchem der Geist geschwunden, und läßt an ihm seine blinde Rache aus, indem er ihn zerstört. Im Kampfe des Scheines gegen den Schein, muß der Schein siegen. Es ist die bange Nacht, welche der scheidende Phönix hinter sich läßt; aber über ein Kleines erhebt sich der neugeborne Phönix und die Nacht verschwindet vor den Strahlen seiner Fittige. Die Nacht des Grauens und Schreckens, welche

dem kommenden Phönix vorausgeht, die blutrothen Flammen, in welche der alte Phönix sich stürzt und in denen seine Glieder verbrennen, ist die Revolution.

So nothwendig es ist, daß der Geist, nachdem er eine seiner Gestaltungen verlassen hat, eine neue sich gebe, eben so nothwendig sind die Revolutionen. Ich habe bis jetzt den Staat und den einzelnen Menschen nur im Gegensatze zu einander betrachtet, aber die Masse der Einzelnen bildet den Staat. Der Staat ist das Dasein der allgemeinen Vernünftigkeit (welche eine ganz andere ist, als das, was die Mehrzahl der Einzelnen das Vernünftige nennt); nur allein dadurch unterscheidet sich der Mensch von den Thieren, daß er solch eine allgemeine Vernünftigkeit besitzt. Die besondere Vernünftigkeit eines Einzelnen ist überhaupt gar nicht Vernünftigkeit, wenn sie nicht eben so jedes Einzelnen ist, in so fern er vernünftig ist. Weil die Wirklichkeit dieser Vernünftigkeit der Staat ist, so nennt Aristoteles mit Recht den Menschen ein ζῶον πολιτικόν, d. h. ein Staats-Thier.

Wenn einmal die Naturforscher zur Vernunft kommen, werden sie die Thiere nicht mehr nach Merkmalen, die nur unmittelbar durch die Sinne wahrgenommen werden, eintheilen, sondern in

a) Einzeln lebende Thiere,
b) Gesellige Thiere,
c) Politische Thiere.

Unter a gehören die Raubthiere u. s. w., unter b die Bienen u. a.; politische Thiere aber sind solche, welche zugleich einzeln und gesellig leben: die Menschen. Eine Biene kann gar nicht einzeln leben, ein Mensch wohl. Der Mensch ist die Ineinsbildung von Raubthier und Biene, wenn aber eine Revolution losbricht, bloß das erste.

Ist die Natur des Menschen im einzeln lebenden, nicht in dem im Staate lebenden Menschen ausgeprägt, so sind die Revolutionen der schlagendste Gegenbeweis gegen Montesquieu's Behauptung: das erste Naturgesetz des Menschen sei der Friede, weil er von Natur furchtsam sei. Der einzelne Mensch ist vielmehr von Natur die wildeste Bestie und steht dem Katzengeschlechte viel näher,

als dem Schaafgeschlechte. Jahrtausende fortschreitender Kultur hatten die Franzosen noch nicht so weit gebracht (und Jahrtausende werden sie nicht dahin bringen) zur Zeit einer Revolution, welche Menschenrechte gab, diese zu ertragen. Vielmehr sprangen sie wie Tiger aus dem geöffneten Kerker und zerrissen die schwache Kette einer jämmerlichen Humanität, welche sie noch halten sollte, und nachdem sie das Wild ihrer Wälder vernichtet hatten, machten sie auf einander Jagd. Es gehörte ein Löwenbändiger Herakles dazu, die rasende Brut wieder einzukerkern, und dieser Herakles war Napoleon.

Dennoch sind die Revolutionen natürlich, wie es natürlich ist, daß ein Wahnsinniger gegen sich selbst wüthet. Der Anblick eines kranken Staates ist noch um so viel ekelhafter, als der eines kranken Menschen, als er größer ist. Sie unterdrücken heißt den Staat, der sich auf naturgemäße Weise helfen will, durch Arzeneimittel vergiften. Sie durch Constitutionen und künstliche Verfassungen, Volkrepräsentation und dergl. unschädlich ableiten, ist

Streben, die Krankheit des Staates in ein schleichendes Fieber zu verwandeln, welches nach und nach alle Säfte verzehrt, bis aus dem zu vollblutigen lebendigen Körper ein abgemergelter Leichnam geworden.

Verzeihen Sie, meine zarte Dame, diese schmuzigen Bilder, aber ich male das Scheußlichste, was die Welt kennt. Eine verwesende Leiche ist etwas reizenderes, als ein todter Staat, auf dessen Leichnam die Raben der Revolution mit ihren blutigen Krallen sitzen und ihm die Augen aushacken. Wie liebenswürdig ist ein gewöhnlicher Galgenvogel auf dem Hochgericht gegen den Kerl, der mit blutigen Armen in die Nationalversammlung trat und sich rühmte, daß er zu Mittag das Herz der schönsten Frau Frankreichs gespeist habe.

Ich meine, es ist schöner, wenn der Phönix in die hellen Flammen sich stürzt, als wenn er langsam vermodernd mit dem Dampfe der Verwesung die Luft verpestet. Das alte heilige römische Reich ist in den blutrothen Flammen des Krieges zu Asche verbrannt, das alte Frankreich langsam vermodert.

Welch ein Unterschied dieser beiden Revolutionen und worin liegt er? Weil das alte Frankreich als es todmatt zusammenbrach, durch Constitutionen und Volkversammlungen wieder auf die Beine gebracht werden sollte. So kam es wie ein alter Lüstling auf dem Siechbette um, während das römische Reich wie ein alter Krieger noch einmal das Schwert in die zitternde Hand nahm und sich siegmuthig aber todmatt in die lustige Schlacht stürzte und — nimmer wiederkehrte.

So plötzlich ist der alte Held verschwunden, daß es Viele giebt, welche nicht glauben, daß er gefallen sei; sie hoffen, er sei nur verschollen, und einst werde er wiederkehren mit der goldenen Kaiserkrone auf dem Haupte. Dem alten Helden aber hat der junge Achill, welcher zu St. Helena ein Grab, aber noch keinen Homer gefunden, das Schwert in die Brust gestoßen. Auf dem Felde von Austerlitz wurde die Kaiserschlacht geschlagen, da liegt der alte Held begraben und seine Krone bei dem jungen Helden auf St. Helena.

Ich hoffe, Sie werden mir, meine werthe

Freundin, verzeihen, wenn ich nicht immer solcher Bilder in diesem Briefe mich habe bedienen können, wie sie in der Unterhaltung mit einer Dame eingeführt sind. Aber es giebt in unserer Zeit Interessen, welche man nicht berühren kann, ohne sich zu beschmuzen; berührt aber müssen sie werden, denn sie drängen sich von allen Seiten an uns, und auch das schöne Geschlecht ist von ihnen nicht verschont geblieben.

Vierzehnter Brief.

Börnes Recht. Allgegenwärtigkeit des Rechts.

Als ich Ihnen, meine werthe Freundin, von Menzel sprach, konnte ich, um die Willkür der Meinung, welche sich bis zum gottlästerlichen Wahnsinn steigert, aufzuzeigen, mich an irgend eine seiner Schriften halten; und durch den „Geist der Geschichte" hat sich Menzel selbst das Urtheil gesprochen, denn hier langten Redensarten nicht aus; an dem Geiste der Geschichte hinaufstrebend schrumpfte der Menzelsche Geist in seine eigene Bedeutunglosigkeit zusammen. Wo aber soll man Börne fassen? Er hat sich wohl gehütet, sich dem Geiste anders entgegenzustellen, als dadurch, daß er die einzelnen Erscheinungen desselben negirt; und um dieses zu können, behandelt er dieselben als Aeußerungen der Willkür des Einzelnen. Die Willkür hat gegen die Willkür eine Berechtigung.

Man hat von einem gefährlichen Einflusse der Börneschen Schriften auf den Geist der Zeit geredet, man hat auf Mittel gedacht, diesen Einfluß zu verhindern. Censurverbote haben nur bewirkt, daß Börne häufiger gelesen wurde, ja daß Einige geglaubt, daß an den Thatsachen, die er sich ausgedacht, um sich darüber ereifern zu können, einige Wahrheit sein müsse. Die Kritik ist gegen Börne zu Felde gezogen, indem sie ihn ausschimpfte, und hat damit Börne nur Gelegenheit gegeben, durch Pöbelhaftigkeit zu überbieten, woran der Pöbel der lesenden Welt seine Freude hat. Börnes Bedeutung wäre mit Einem Schlage vernichtet, wenn man ihn bewegen könnte, einen „Geist der Geschichte" zu schreiben. Aber Börne ist nicht so unklug, wie Menzel. Ueberdieß sitzt er in Frankreich, es tritt ihm nicht, wie Menzel, die Anforderung nahe, deutscher Gründlichkeit, die er so oft verhöhnt, Genüge zu leisten. Menzel hat so lange über alle Wissenschaft und Poesie abgesprochen, daß er endlich zu der Eitelkeit gekommen, er selbst sei wirklich im Besitz wahrer Wissenschaft und Poesie, — und

diese Eitelkeit hat ihn verführt, ein auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machendes Buch zu schreiben. Börne kennt diese Eitelkeit nicht, er verachtet und persiflirt sie.

Ich bin weit davon entfernt, Börne für dem Zeitgeiste gefährlich zu halten. Hätten wir aber eine Gesetzgebung und einen Gerichthof gegen die Verbrechen der Schriftsteller, ich wollte selbst den Ankläger gegen Börne machen. So gut wie jeder seine Hand bewahren muß, daß sie sich nicht in die Tasche seines Nachbars verirrt, eben so gut muß ein Schriftsteller seine Feder zu bewahren verstehen, daß sie nicht im Dienste der Lüge stehe. Wer nicht den Verstand dazu hat, der maße sich nicht an, ein Schriftsteller zu sein. Die Schwäche, welche sich übernimmt und damit Schaden anrichtet, ist strafbar wie die Macht, welche Böses thun will. Aber wir haben keinen solchen Gerichtshof, wir haben erst Censur. So stehen wir noch in der Zeit des Schriftsteller-Faustrechts, unser Despot ist der Censor. Aber das Faustrecht ist auch ein Recht, ein göttliches Recht. Als es noch keine

Criminalgerichte gab, übte die Blutrache dasselbe Recht aus, welches jetzt vor Gerichthöfen verhandelt wird. Ich glaube, daß es die Aufgabe der nächsten Zeit ist, das Bewußtsein des Volkes über das Recht der Schriftsteller in Gesetzen auszusprechen, denn die Censur wird am meisten von denen, die sie üben, als unzulänglich erkannt; aber, wie ich sagte: noch stehen wir in der Zeit des Schriftsteller-Faustrechts. Alle kritischen Zeitschriften üben dieß Recht, und ich selbst, was bin ich in diesen Briefen Anderes, als ein Bluträcher der Wahrheit, die meine Gegner verletzt haben. So wird das Recht nur als Rache geübt; darin liegt das Schlimme, daß die Entscheidung nur als historisches Resultat einer unendlichen Reihe von gegenseitigen Verletzungen heraustritt, — aber dennoch ist es das Recht, welches aus der scheinbaren Verwirrung endlich sich herausstellt. Darum halte ich Börne für gefährlich zwar für diese und jene schwache Seele, welche nicht durchdrungen ist von der ewigen Wahrheit, die in Staat und Sitte ihr Dasein hat, aber nicht für den Zeitgeist. Im Gegentheil,

Börne wirkt nur förderlich für die Herausbildung der Zukunft; er ist der Sauerteig, welcher den Gährungproceß der Gegenwart befördert. Wir werden durch ihn zu einem Bewußtsein der Wahrheit geführt, welches wir noch nicht haben, und in Gesetzen wird dieses ausgesprochen werden. Nicht darin unterscheidet sich eine Zeit von der andern, ein Staat von dem andern, daß das ewige Recht, die ewige Wahrheit mehr oder weniger in ihr ist, nur durch das Bewußtsein über dieß Recht unterscheiden sie sich, und ist dieß Bewußtsein einmal aufgegangen, so wird es in Gesetzen ausgesprochen. Die einzige wahre Theodicée liegt in der Erkenntniß, wie das Unrecht keine Wahrheit und Wirklichkeit hat; zu keiner Zeit und an keinem Orte, sondern durch sich selbst das ewige Dasein des Rechts herstellt. Wir haben die Juden nicht wie Menschen, sondern wie das unvernünftige Vieh behandelt, das war Unrecht; aber die Juden haben uns nicht besser behandelt, sie haben uns betrogen auf alle Art, sie haben durch ihren Wucher Tausende von uns elend gemacht und an unserem Elende

sich geweidet, auch dieß war Unrecht; aber das Unrecht, das uns die Juden anthaten, war unser Recht, sowie ihr Recht das Unrecht, das wir gegen sie übten. Was will die neue Zeit Anderes, als daß dasselbe Recht geübt werde, aber so, daß der das Recht Erfahrende nicht ferner es als Unrecht empfange, daß das Recht mit dem Bewußtsein, daß es Recht sei, geübt werde. Das Gesetz soll die Strafe als Wiederherstellung des Rechtes aussprechen, die vorher jede der Parteien an der andern als Unrecht übte.

Ich will es gar nicht leugnen, meine werthe Freundin, sondern vielmehr Sie ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daß in den eben gegen sie ausgesprochenen Ansichten über die allzeitige Gegenwärtigkeit des Rechtes ein Satz enthalten ist, vor dem timide Seelen bis in die äußersten Fasern zu erbeben pflegen, der schreckliche, von Goethe ausgesprochene Satz:

„Wo die Macht ist, da ist auch das Recht.“

Zu allen Zeiten ist es die Macht gewesen, welche die Handlungen der Menschen bestimmt

hat; soll also das Recht das ewig herrschende sein, so müssen die Macht und das Recht Eins sein. Die Macht selbst hat zu allen Zeiten das Bewußtsein über sich selbst gehabt, daß sie das Recht sei; nur die Ohnmacht hat ihr das Recht abgesprochen. Oder glauben Sie, der Phöniker habe nicht Recht zu thun gemeint, wenn er den gestrandeten Fremdling seinen Göttern opferte, oder der Afrikaner, welcher seine Kriegsgefangenen schlachtete, oder der Corse, der seine Rache in dem Blute des Mörders seines Vaters kühlte, oder der amerikanische Pflanzer, der den mit Gelde bezahlten Neger in seinen Pflug spannte, oder der Lehnsherr, der seines Dienstmannes Hochzeitnacht feierte? Sie thaten alle Recht und kein Gott kann sie verdammen, denn die Stimme ihres Gewissens schwieg, da sie es thaten. Des Ritters höchster Ruhm und Schmuck, wofür er in Kampf und Tod ging, worauf er glühende Lieder sang und noch heißere Gebete und Gelübde that, war seine Minne; und was war diese Minne — schändlicher, schmählicher Ehebruch! O wir haben die Beispiele näher. Glauben Sie,

daß den Republikanern, welche das Todesurtheil Ludwigs XVI. aussprachen, glauben Sie, daß allen denen, welche in ihrer Liebe für ein Phantom, welches sie Freiheit nannten, alles Erhabene und Heilige mit Füßen traten, glauben Sie, daß allen denen die Stimme ihres Gewissens etwas Anderes sagte, als daß sie das heiligste Recht ausübten? Selbst Robespierre, der sanfte Robespierre, der lieber sein Amt aufgab, eh' er ein Todesurtheil unterzeichnete, er glaubte nur der gebietenden Stimme des Rechts zu gehorchen, auf die zu hören die unabweisbare Pflicht des Mannes sei, ob auch sein Herz darüber bräche, als er nachher Tausende zur Schlachtbank schickte. Und nicht nur der verblendete Wahnsinn Einzelner war es, der Thaten für Recht erklärte, vor denen wir jetzt zurückschaudern, nein, Völker erkannten dieses Recht an und feierten mit unsterblichem Ruhme die Männer, die es verwalteten. Die Nachwelt wird einst auch vor unsern Thaten zurückbeben, wie wir vor denen der Vergangenheit. Oder meinen Sie, das wahre, das ewig unabänderliche Recht sei nun endlich ge-

funden, seit die Philosophen so viel von einem Naturrecht sprechen, seit die französische Nationalversammlung ihre Constitution mit einer Erklärung der Menschenrechte begonnen. Thörichter, übermüthiger Traum! Auch Aristoteles sprach ein Naturrecht aus, als er sagte: einige Menschen seien von Natur Knechte, andere von Natur Freie. Ja ganze Völker seien von Natur nichts als Knechte, nämlich die Barbaren, und nur Ein Volk von Natur frei, nämlich die Griechen. Wir lächeln über diesen Irrthum oder schelten auf ihn — so werden unsere Enkel einst über das Naturrecht lächeln, dem wir jetzt huldigen. — Ja selbst, wenn es möglich wäre, daß ein weiser Mann ausspräche, was das Endziel aller menschlichen Bildung wäre, was einst die für Recht halten werden, die am Ziele des Geistes angelangt sind; es wird, was der weise Mann auch sagte, nicht eher zum Rechte, als in jenem Augenblicke, wo das Menschengeschlecht sein Ziel erreicht hat, und jenes Ziel — liegt in der Ewigkeit und bei ihm ist das ewige Recht! Nur dadurch wird ein Ausspruch des Geistes zum Recht,

daß eine Macht vorhanden ist, welche ihn als Recht durchzusetzen im Stande ist. Nicht Rousseau und Voltaire haben das Recht der Menschheit, wie es vor uns liegt, geschaffen, sondern in Wahrheit die constituirende Versammlung Frankreichs. Der Staat ist's, der das Recht schafft, und ohne ihn giebt es kein Recht, denn es giebt keine erhaltende Macht. Der Staat schafft das Recht, weil er die Macht hat, die Macht der allbeherrschenden Vernunft, und so giebt es am Ende nur Ein ursprüngliches Recht: das Faustrecht. Erschrecken Sie nicht vor dem rohen Worte: Faust. Die Faust ist nur mächtig am lebendigen Leibe, und der Quell alles Lebens ist der Geist. Das Recht, welches noch ganz in die Natürlichkeit versenkt ist, ist das Faustrecht, aber der ewige Geist ist darin, wie mein Geist in meiner Hand lebt.

Was ist das gepriesene Völkerrecht? Es ist jetzt und war immer das Faustrecht bald mit, bald ohne Redensarten. Nur in der Macht des Stärkern liegt eine Gewalt, die hier ein Recht begründen kann. Ohnmächtige Staaten nur haben von jeher

von einem sonstigen Völkerrecht viel gesprochen, kräftige Staaten haben nur Einen Grundsatz dieses Rechts: car tel est notre plaisir. Die griechischen Staaten hatten eine Zeitlang ein Völkerrecht, welches sich aus der Natürlichkeit des Faustrechts herausgerungen, aber sie hatten auch ein Amphictyonengericht. Aber als Sparta und Athen mächtig genug waren, ihr Schwert in die Wagschale der dort waltenden Gerechtigkeit zu werfen, wo blieb da ihr Völkerrecht? So kann es in neuerer Zeit scheinen, als wollte sich aus den Londoner und anderen Conferenzen ein Amphictyonengericht bilden, ja als besäßen die deutschen Staaten ein solches in ihrem Bundestage, — das heilige Recht der Stärkern ist es, was hier abgewogen wird, damit es ohne Schwert und Blut entschieden werde. Rußland hat mit dem Schwerte das Faustrecht gegen Polen geübt, — man hat viel gelästert, aber konnte man es vor Gericht ziehen? und doch hätte dieß geschehen müssen, wenn von ihm ein Recht verletzt worden wäre. — Der thut Recht, der das thut, wozu er durch sich selbst oder durch den Staat die Macht hat.

Napoleon raubte Kronen — und that Recht, stielst du einen silbernen Löffel, du thust Unrecht! Schauderst du zurück vor solcher Wahrheit und rufst: nein, nein, es lebt ja ein Gott in der Welt, und Gottes Gerechtigkeit ist die ewige! — Eben darin, kurzsichtiger Mensch, liegt die Lösung des Räthsels. Alle Macht kommt von Gott und durch die Macht das Recht. Der Gott, welcher aus dem armen Korsen den gewaltigen Imperator schuf, der gab diesem auch das Recht Kronen zu rauben mit der Macht, bis er ihm Macht und Recht nahm; und derselbe Gott hat dich auf einen Standpunkt gesetzt, auf dem du nur Macht hast durch den Staat, darum thue auch nur das, wozu du eben durch diesen die Macht hast, und du wirst Recht thun. Suche den Gott in der Geschichte und du wirst auch das Recht in ihr finden, denn — das Recht des Stärkeren ist das letzte, das höchste, ist das göttliche Recht — denn nur Gott ist stark! David besiegte Goliath, Athen die Perser, Rom die Welt, Napoleon Europa — denn nur Gott ist stark! So würde auch Polen Rußland besiegt

haben, wäre es das, als was man es rühmt; wäre seine Freiheitliebe mehr als der prunkende Mantel, womit die polnischen Magnaten ihre Eigenliebe bekleiden.

Funfzehnter Brief.

Staat. Aristokratie.

Dem negirenden Verfahren Börnes und aller ihm nacheifernden Schriftsteller liegen allerdings gewisse verworrene Vorstellungen zu Grunde, von welchen aus sie gegen das Bestehende zu Felde ziehen. Sie haben an ihnen nur einen unsichern, schwankenden Boden, welche Unsicherheit sie selbst hin- und herschwanken macht. Ich habe von denselben bei Gelegenheit Menzels schon im sechsten Briefe gesprochen. Der Staat soll eine Gesellschaft sein, welche sich zu Möglichmachung eines behaglichen Lebens zusammengethan. So beruhe der Staat auf einem Vertrage. Von Natur habe jeder das Recht, zu thun was ihm beliebt, das Recht der Willkür; aber zu Herstellung jener Gesellschaft habe jeder eines Theils seines Rechtes sich begeben müssen. Die Gesetze sprächen den Vertrag aus,

welcher auf allseitiger Rechtsbegebung beruhe. So beruhte dann in der That der Staat auf dem Unrechte, welches nach seinen Grenzen die Gesetze aussprächen. Fürst und Regierung müßten hiernach nur Chargirte der Gesellschaft sein, und indem sie auf Haltung der Gesetze sähen, wären sie in der That diejenigen, die, um ihre Pflicht zu thun, immer Unrecht thun müßten; ihre Berechtigung fänden sie nur darin, daß jenes Unrecht durch den Vertrag cedirt wäre. Da nun dieser Quasi-Theorie kein wirklich bestehender Staat entspricht, so müssen die Schriftsteller, die an derselben festhalten, natürlich stets feindlich den bestehenden Staaten sich entgegenstellen. Aber man hat versucht, auf jene Ansicht neue Staaten zu begründen; es liegt jedoch in dem Widerspruche jener Theorie: daß Recht Unrecht als solches sein soll, die Unmöglichkeit, daß ein solcher Staat zu Stande komme. Die Regierenden sind zum Theil selbst in jene Ansicht eingegangen, sie haben mit dem besten Willen, sie zu realisiren, ihr Amt angetreten; aber sie haben erfahren, daß es unmöglich sei. Die Macht der Wirk-

lichkeit hat ihre Theorie über den Haufen geworfen. Man hat in Frankreich die Minister fast schneller als die Moden gewechselt; sollten alle diese Männer dumm oder böswillig gewesen sein, sollten sie alle mit der Amtstracht eine neue Gesinnung angelegt haben, sich selbst untreu geworden sein? Ihr endlicher, von jener Theorie bethörter Geist hat wohl mit dem Geiste der Wahrheit und Wirklichkeit gerungen, aber sie mußten ihm unterliegen. So sehen wir es leider dahin kommen, daß, um nur die Möglichkeit des Staates zu erhalten, in jenem auf seine Freiheit übermüthigen Volke, die Regierung sich dazu hergeben muß, durch alle Mittel der Intrigue, der Lüge, der Verstellung, das Vernünftige gegen die Unvernunft der Parteien durchzusetzen.

Der Staat ist kein Vertrag von Natur freier Menschen zur Unfreiheit um der Behaglichkeit des Lebens willen. Diese Lüge ist in dem Bewußtsein der Menschen zu stürzen, und unzählige gequälte Herzen werden Frieden finden. Der Staat ist uns angeboren mit der Vernunft, mit der Freiheit.

Aber wie wir aus den Händen der Natur kommen, haben wir nur erst den Keim, nicht den Blüthen und Früchte tragenden Baum der Vernunft und der Freiheit. Wir werden als Thiere geboren, aber in unserer geistigen Entwickelung werden wir zur Gottähnlichkeit, zu Vernunft und Freiheit verklärt. Wir sind jeder zugleich Leib und Geist, unser Bewußtsein ist unser Geist. Eben so ist der Staat das geistige Dasein desselben, welches leibliches Dasein im Volke hat. Das Volk ist die Möglichkeit des Staates, wie der Leib die Möglichkeit des Geistes enthält. Wie weit sich eines Volkes Bewußtsein über sich selbst herausgebildet hat, dieß bestimmt sein mehr oder minder vollkommenes Dasein als Staat. Die Gesetze sprechen das Bewußtsein des Volkes über sich selbst aus; so sind sie es, welche die Vernunft, die Freiheit des Volkes bestimmen. Die Regierenden sind überall die Träger des Bewußtseins, welches das Volk über sich selbst hat; denn wären sie es nicht, so wären sie durch sich selbst gestürzt. Es ist ein Satz, auf den Börne immer zurückkommt, daß bei dem Volke alle Macht

sei. Dieß ist wahr, aber es muß verstanden werden. Die Macht ist die Möglichkeit der Vernunft und der Freiheit; die Sache der Regierenden ist es, diese Macht zur That zu bringen. Eine Regierung, welche Unvernunft und Unfreiheit verbreiten will, hat keine Macht, denn nicht in ihr, sondern im Volke liegt die Macht, durch welche sie kräftig ist, und diese Macht ist Vernunft und Freiheit.

Ich höre meine Gegner mir antworten, wohl habe die Regierung eine Macht, mit der sie die Macht des Volkes gefesselt halte: sie habe Geld, Soldaten, Polizei, Klugheit. Die Aristokratie sei es, welche dieß habe, und die Aristokratie sei der Feind des Volkes, und in den Händen der Aristokraten lägen die Zügel der Regierung; darum verlange man eben Demokratie, verlange daß es so werde, wie ich gesagt habe, nämlich daß die Vernunft des Volkes es sei, welche regiere. Ich frage dagegen, woher denn die Aristokratie ihre Macht habe. Ihr Männer des Volkes, wie schmäht ihr auf euch selbst: ihr meint, die Vernunft des Volkes sei auf eurer Seite und doch vermögt ihr nichts. Drei=

ßig Millionen, sagt ihr, dienen euch, welch ein jämmerliches Heer bilden eure vermeintlichen Feinde dagegen! Zu allen Zeiten hat die Aristokratie geherrscht und wird zu allen Zeiten herrschen, weil sie das Bewußtsein der Freiheit hat; wie sich dieß Bewußtsein der Freiheit ausbreitet, breitet sich auch die Aristokratie aus, und sie wird Eins mit der Demokratie, wenn Alle zum Bewußtsein der Freiheit gekommen. Gehen wir in die Geschichte ein, so finden wir, daß sich die Aristokratie überall durch die geistige Ueberlegenheit gebildet hat; zu den innern Vorzügen sind äußere gekommen. Dann kam eine Zeit, wo die herrschende Aristokratie, weil es ihr äußerlich zu wohl ging, innerlich verfaulte; ihre geistigen Vorzüge gingen an Andere über, diese Anderen waren die Aristokraten der neuen Zeit, sie entrangen den alten nur noch auf äußere Vorzüge pochenden Aristokraten die Zügel der Herrschaft und herrschten bis sie selbst wieder verfault und vertrieben waren.

Ohne Monarchie kein Adel, ohne Adel keine Monarchie. Ein Ausspruch des klugen

Montesquieu, und darum wohl werth, daß man ihn berücksichtige. Eine Monarchie ohne Adel ist Despotie. Dadurch unterscheidet sich ja die Despotie von der Monarchie, daß der Despot zum Gesetz erheben kann, was ihm beliebt, während dem Belieben des Monarchen durch die Gesetze bestimmte Bahnen angewiesen sind. Betrachten Sie die Entstehung der Monarchien; sie sind auf Verträge gegründet, welche eine Menge kleinerer Despoten, um sich sicherer zu stellen, mit einem größeren geschlossen, wodurch dieser sowohl wie jene aufhörten Despoten zu seyn. Der mächtige Despot, dem die geringern sich anschlossen, wurde ein Monarch, und die geringeren bildeten den Adel. Auf den Grundbesitz ist alle Herrschaft, und so auch der Adel ursprünglich basirt. Durch jene Verträge kam das Grundeigenthum in doppelten Besitz, in den des Adels und in den des Monarchen; dieser Doppelbesitz hebt die Willkür und somit den Despotismus auf. Jene Verträge gewährten Vorrechte, welche ursprünglich im Despotenthum ihren Grund hatten. Die Gnade des Monarchen kann

diese Vorrechte, aber auch solchen gewähren, die des Grundbesitzes ermangeln; theilweise gingen auch die Besitzthümer verloren und die Vorrechte blieben; so entstand der moderne Adel. Das Volk, welches eifersüchtig auf die Vorrechte des Adels, denselben aufhebt, wirft sich selbst dem Despotismus in die Arme. Doch man will jene Vorrechte nicht aufheben, man will im Grunde alle Bürger des Staates derselben theilhaftig machen. Aber statt eines Einköpfigen Despoten erhält man dann nur einen tausendköpfigen. Ein Vertrag ist nur dann mehr als leere Form, wenn eine imponirende Macht, die ihn zu halten zwingt, vorhanden ist. Jetzt will jeder Einzelne einen Vertrag mit dem Monarchen schließen, oder was noch schlimmer, mit der Mehrzahl aller übrigen Bürger, — aber es gebricht ihm die Macht auf die Haltung solch eines Vertrages zu bringen. Heinrich der Löwe konnte sich dem größten Kaiser seiner Zeit entgegensetzen, — aber was will der einzelne Bürger der Uebermacht entgegnen? Glaubt er an den übrigen Mitbürgern eine Stütze zu haben gegen den Despotismus? dann

kennt er die Welt noch schlecht, denn sie ist durch und durch egoistisch, und noch schlechter kennt er die Geschichte. Fand das unglückliche Avignon Rettung bei der großherzigen Versammlung, welche Menschenrechte proclamirte, fand es Rettung vor den blutdürstenden Hyänen, welche es zu einer Mördergrube machten? Wer hinderte die Sulla und Marius gegen alle Einzelne zu wüthen, und Tausende zu würgen, wer Antonius und Octavian, — nachdem es keinen Senat mehr gab, der Einhalt thun konnte. Wer wenig zu verlieren hat, der setzt sich auch nicht stark zur Wehr, wenn sein geringes Eigenthum in dem Eigenthume eines Andern bedroht wird. Aber wer Wenig zu verlieren hat, hat Viel zu gewinnen! Darum wirst du stets bei Raub und Mord und überall, wo du ihn bezahlen kannst, einen zahlreichen Beistand am Pöbel finden, aber keinen, wo es nur auf das Spiel zu setzen gilt, um ein Recht zu bewahren. Darum, so lange man Monarchien will, muß man auch den Adel erhalten, aber einen Adel, der Macht hat; sonst ist er nur lästig, nicht nützlich. Die Macht kann

sein Grundbesitz, Geldbesitz und Geistreichthum. Der letztere bedarf keiner Vorrechte, er schafft sie sich überall selbst seiner Natur nach. Der Geldbesitz ist wandelbarer, als der Grundbesitz; zu dem kann es Zeiten geben, in welchen er nutzlos wird, was der Grundbesitz nie wird. Ohne Grundbesitz hört der Staat zu existiren auf; darum ist der naturgemäße, vernünftige Adel der, welcher sich auf den Grundbesitz basirt. Mit dem Grundbesitze ist auch der Adel erblich; er sollte aber aufhören, wenn der Grundbesitz aufhört. Adelstolz würde nie lächerlich, nie unerträglich sein, wenn er nicht zuweilen leer wäre, d. h. wenn es nicht Adelige gäbe, die des Grundbesitzes ermangeln. Dem Throne widersetzt sich in wahrhaft das Beste des Staates bezweckenden Verfügungen nur ein Hunger leidender Adel, der nichts hat als seine Ahnen und seine Vorrechte; der grundbesitzende Adel kann nicht gegen seinen eigenen Vortheil auftreten. Wiederum kommen nur aus dem hungerleidenden Adel die Speichellecker am Throne, welche mit ihren Spinnengeweben das Auge des Fürsten zu umdüstern

suchen; denn in der Gunst des Fürsten, die desto größer gegen die Treugemeinten werden muß, je mehr er mit dem übrigen Theile seines Volkes in Widerspruch geräth, suchen sie Entschädigung für ihren verlorenen Besitz. Dazu kommt noch, daß ein armer Adeliger hundertmal geneigter ist, ein Schuft zu werden, als ein armer Bürgerlicher; denn zu betteln schämt er sich, und arbeiten mag er nicht. Kommt nun solcher durch seine ererbten Vorrechte in die Nähe des Thrones, so hat er dort, wo die Reichthümer des Landes zusammenfließen, die beste Gelegenheit, im Trüben zu fischen, und je trüber es ist, desto besser für ihn. Je reicher der Bürgerstand wird, desto mehr nimmt der grundbesitzende Adel ab, desto mehr nimmt der arme Adel zu, desto trüber wird es um den Thron, desto mehr Taugenichtse wollen von dem Marke des Landes zehren, desto näher reift die Monarchie ihrem Umsturze. Das einzige Rettungmittel für den monarchischen Staat ist: der Adel mit *allen* seinen Vorrechten sei festgebunden an den Grundbesitz, mit ihm komm er und geh er! Man ehre

das Verdienst auf alle Art, nur nicht mit dem bloßen Namenadel, an den sich nur Vorrechte, nicht auch Besitzthum knüpft. Will man dennoch einen Verdienstadel, so sei er nicht erblich.

Man wundert sich nicht, wie das herrliche Wort Aristokratie in neueren Zeiten so in Mißkredit gekommen, wenn man die Dummköpfe betrachtet, welche man zur Zeit der ersten französischen Revolution mit jenem Namen beehrte, und die sich zu demselben eigneten, wie der Esel zum Priester in den Narrenfesten. Man hätte sie richtiger Phaulokraten nennen sollen. Daß man aber nicht merkte, wie der französische Plebs mit seinem à la lanterne les Aristocrates ironisch war, ist sehr einfältig. Weil eben diese Lichter der Welt nur mit dem schwarzen Feuer der unsichtbaren Planeten brannten, hing man sie an die Laternen zum bittersten Hohne. Wahre Aristokraten blitzen so in die Welt, daß man an gar keine Laternenbeleuchtung denkt.

Es hat niemals und nirgends eine andere Regierungform in der Welt bestanden, als die Aristokratie. Die Klügsten nämlich herrschen überall, in=

dem sie sich als die Besten (ἄριστοι) geltend zu machen wissen. Sie nehmen jedesmal denjenigen Charakter an, der zur Zeit am meisten imponirt. So hätte Mirabeau unter allen Verhältnissen regiert; da es just Revolutionwetter war, war Freiheit und Gleichheit das a und o seiner Reden; zu Louis XIV. Zeiten würde er so gut wie dieser das l'état c'est moi verkündet haben. Die Ansicht, wer der Beste sei, ist so veränderlich, wie die Münze eines Landes; aber der Klügste ist immer der Beste.

Der wahre Herr seiner Zeit ist zu allen Zeiten das wirkliche Genie. Wer es dem Scheine nach ist, darauf kommt wenig an. Ist der Fürst seines Volkes ein Genie, so fühlt er in sich die Macht des Geistes und führt mit gewaltiger Hand nach eigenem Willen die Zügel der Herrschaft; ist er ein Schwächling, so läßt er sich selbst leiten von denen, die klüger sind als er, und leitet die Andern, wie er selbst geleitet wird. Wohl kann es vorkommen und ist vorgekommen, daß elende Regenten nicht im Interesse des ewigen Geistes regiert haben, sondern nach ihrer eigenen Willkür. Dann gingen

sie blind den Weg, den ihnen die ewige Weisheit vorgeschrieben zur Strafe einem entarteten Volke oder zu ihrer eigenen in's Verderben. Eins bleibt ewig wahr: daß der Geist die Welt regiert. Wie der Feldherr Soldaten, die sich für seinen Schlachtplan todtschießen lassen, so braucht das Genie seine Werkleute; Handlanger sind nöthig, um das Werk der Meister zu vollführen; aber im Grunde ist's einerlei, ob die Handlanger Wappen führen oder Jacobinermützen tragen und sans culottes gehen. Jetzt kommt freilich die Welt aus ihren Fugen, da wird ein Meister selbst die Hand anlegen müssen, sie einzurichten, und alle Rollen gehörig wieder austheilen müssen; ein schweres Stück Arbeit! Solch ein Mann muß ein verschlossenes Herz haben und einen schweigenden Mund und allsehende Augen; das ist ein schweres Stück Arbeit und macht den, der es vollbringt, elend, grenzenlos elend: denn es ist schmerzhaft zu denken (schmerzhafter Gedanken zu gebären als Kinder), schmerzhafter zu sprechen und das schmerzhafteste ist zu handeln und dabei zu schweigen. Ich rede aber von

Thaten, die der Geist thut. — Napoleon und Cäsar sind niemals glücklich gewesen, Homer und Goethe doch dann, wenn Andere an ihren Lippen hingen mit begeisterten Augen. Ein Alexander hat nichts, nichts, daran sich sein Herz erfreue. Denn auch an der Hoffnung, einst einen Homer zu finden, muß er verzweifeln, und immer mehr jeder spätere Alexander, je älter die Welt wird. Eines aber ist der Lohn, der jedem bleibt, welcher die Werke thut des ewigen Geistes, der die Geschichte schafft: das schon im irdischen Leben lebendige Gefühl der Unsterblichkeit.

Sechzehnter Brief.

Freiheit.

Freiheit! — Wenn wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts dieses Wort vernehmen, bebt uns das Herz, schwindelt das Haupt, es liegt ein unwiderstehlicher Zauber in diesem Worte. Es ist seit funfzig Jahren das Loosungwort aller Kämpfe, aller Schlachten! Es ist der glühende Funke, der unzählige Bürgerkriege entzündet hat. Jede Zeit hat Worte, an denen man die Ihren erkennt wie die Soldaten der Könige an den Uniformen. Wer auf das Volk seiner Zeit wirken will, muß diese Worte kennen und immer im Munde führen. Das wirkt mächtiger als der Gedanke, oder vielmehr mit der vollkräftigen Allmacht des Gedanken; denn im Worte wird der Gedanke leiblich lebendig, in ihm wird er ein allseitig bestimmtes und allseitig thätiges Individuum. So hatten Romas Redner den

Orbis terrarum, (die Weltherrschaft), dessen sie sich bedienten, um Roms stolze Bürger nach ihrem Willen zu bequemen. So war im Mittelalter Kreuz und Grab Christi das Zauberwort, mit dem Millionen in Bewegung gesetzt, unwiderstehlich fortgezogen wurden, um in einem fernen Lande statt des Grabes des Auferstandenen ihr eigenes Grab zu finden. Diese weltregierenden Worte wechseln in der Herrschaft, wie die Könige, auch die gewaltigsten. Jetzt ist die Freiheit an der Regierung. Der Geist, welcher durch den Mund der Volkredner so gewaltig auf die Gemüther der Hörenden wirkt, ist nicht der Geist, dessen Bewußtsein die Redner haben; er ist der Geist, der in jenen Worten lebendig ist und ungewußt auch durch die Brust aller Einzelnen sich hinzieht. In diesen Worten erfahren die Hörer ihr eigenes Innerstes; aber wie sie sich selbst mißverstehen, mißverstehen sie auch jene Worte; wie jeder Einzelne seinen eigenen unsterblichen Geist nach seinen Leidenschaften entwürdigt und mißbraucht, so entwürdigt und mißbraucht er auch jene Worte. Thorheit und

Schlechtigkeit haben sich mit dem königlichen Worte der Freiheit geschmückt, um in ihrem Namen ein falsches Spiel zu treiben. Wir haben bis jetzt nur erst die Ahnung, nicht das Bewußtsein der Freiheit gehabt. Darum haben wir so vielfach uns täuschen lassen; darum ist seit funfzig Jahren so viel Blut geflossen in den unseligsten Mißverständnissen. Lernet die Freiheit verstehen, wollet ihr in den ruhigen, friedlichen, genußreichen Besitz derselben kommen. Daß dieses Verständniß sich herausringe im Volkbewußtsein, dieß ist die höchste Aufgabe der Gegenwart; dieß zu bewirken müssen die edelsten, besten Geister der Nationen unablässig bemüht sein.

Die Franzosen sind das leidenschaftlichste Volk Europas, darum sind sie am tiefsten in die Knechtschaft gerathen, darum haben sie am brennendsten das Bedürfniß nach Erlösung gefühlt, darum haben sie das große Losungwort Freiheit zuerst ausgesprochen, darum endlich haben sie am empörendsten seine Bedeutung mißverstanden und das meiste Blut um dieses Irrthums willen vergossen. Im

Namen der Freiheit haben sie sich unter einander gemordet, haben Völker geknechtet, haben eine Herrschaft der Lüge und Täuschung gegründet. Hören Sie die Beschreibung der Freiheit, wie sie ein ausgezeichneter Dichter der Franzosen gegeben, und mit ihr emphatischen Beifall gefunden hat:

Es ist die Freiheit keine Edeldame,
Wie der Pallast des Königs hegt,
Kein Fräulein, dem der Schreck die Glieder lahme,
Die Schminke auf die Wangen legt:
Sie ist ein Weib mit einem breiten Rücken,
Mit voller Brust und tiefem Baß,
Mit brauner Haut und Feuer in den Blicken,
Sie geht in weitgespreiztem Paß.
Sie freuet Volkgeschrei und blut'ge Menge
Und wenn der Trommel Wirbel rollt,
Und Pulverdampf und Sturmesglockenklänge
Und wenn Kanonendonner grollt.
Den Liebsten wählt sie aus des Volkes Schwarme:
In ihrem Schooß sich nur ergötzt:
Wer stark wie sie, wer wünschet, daß ihn Arme
Umfangen, die mit Blut benetzt!

So hat man die jungfräuliche Freiheit mit der feilen Dirne Frechheit verwechselt! Es ist nur ein

kleiner Punkt, welcher Frechheit und Freiheit unterscheidet, aber wird dieser Eine Punkt übersehen, so ernten wir statt des Segens den Fluch! Daß wir ihn so oft übersehen haben, das ist der Quell des Elendes der Gegenwart.

Börne, der sich für einen Kämpfer der Freiheit giebt, ist zu klug, um den Unterschied zwischen Freiheit und Frechheit nicht zu begreifen; er weiß selbst sehr wohl, daß er mehr frech als frei redet. „In der Kunst und Literatur, wie in der Politik geht die Frechheit der Freiheit voraus;" dieß sind seine Worte. Er meint durch Frechheit käme man zur Freiheit; denn ihm ist die Freiheit nur ein positives Vermögen, wie baares Geld; darum müsse man die Reichen nicht demüthig um ein Almosen an Freiheit bitten, sondern den Degen auf die Brust gesetzt, zurufen: das Geld, die ganze Summe der Freiheit, die ihr besitzt, oder das Leben. Das Beste, meint er, wäre, man schlüge sie nur gleich todt, so hätte man die ganze reiche Erbschaft unverkürzt. Fordert aber Alles, sagt er, damit ihr für den Augenblick Weniges sicher erlangt.

Die Großen, Vornehmen, Reichen haben den Völkern die Freiheit gestohlen, darum sollen diese sie wiederstehlen. Der Irrthum ist, daß die Freiheit sich weder stehlen, noch verschenken läßt, daß sie Niemand von einem Andern erben kann, sondern, daß sie ein jeder sich selbst geben muß, damit er sie habe. Und wenn die Knechte alle freien Männer todtschlügen, so würden sie damit doch nicht die Freiheit erringen. Wie der Mensch zu seiner Geistwürde kommt, so kommt er zur Freiheit. Nicht der Hut macht den freien Mann, noch die Fessel den Knecht; aber ist die Freiheit einmal innerlich in der Brust des Menschen lebendig geworden, so wird sie sich auch äußerlich offenbaren. Der wahrhaft freie Mann streift gewaltig die Fessel ab, die ihm Andere angelegt; aber seine Freiheit besteht nicht in der Fessellosigkeit. Die wahre Freiheit ist, daß wir, Geist vom Geiste, selbst uns zu binden verstehen. Die Freiheit ist nichts Anderes als die Gesundheit des Geistes. Wie an einem gesunden Leibe jedes Glied seine ihm von der Natur angewiesenen Functionen verrichtet, so daß in dem Leibe Alles sein naturnothwendiges

Maaß und Ziel hat, also auch ist der freie Geist nicht gesetzlos, sondern ist ihm selbst das Gesetz, als die höchste, erhabenste Nothwendigkeit: als Vernunft.

Wie thöricht, daß es Menschen giebt, welche glauben, in der Natur zwar offenbare sich der Geist durch das Gesetz, vor ihm selbst aber durch die Gesetzlosigkeit. Die Freiheit des Geistes ist, daß er sich selbst unterthänig ist. Ein Geist, der sich nicht selbst beherrscht, ist ohnmächtig, elend; er gleicht dem Menschen, dem der Krampf die Gliedmaaßen verzerrt und zittern macht; oder meint ihr, die Hand sei frei, welche für sich selbst sich bewegt, ohne daß der Mensch, an dessen Leibe sie gewachsen, diese Bewegung beherrscht. Wir Menschen sind alle Glieder des Einen Ewiglebendigen Geistes, Gottes, der einen weisen, nicht hin- und herschwankenden, sondern unabänderlich bestimmten Willen hat; wir sind frei, so wie dieser Wille des Geistes in uns lebendig wird. Die Thoren läugnen das Dasein Gottes und wollen ihre Thaten thun, nicht die Thaten des Ewigen; so rühmen sie sich der Freiheit und sind eben damit in der Knechtschaft.

Gott ist nicht elend und krank, daß seine Glieder ihren eigenen Willen hätten gegen ihn; er ist der ewig starke und gesunde; aber einige Glieder wissen nicht, was sie thun; sie meinen ihre Werke zu thun, und thun dennoch was Gott will. Darum weil sie nicht wissen, was sie thun, thun müssen, den Willen Gottes nicht als ihren Willen kennen, sind sie nicht Kinder Gottes, nicht in der Freiheit des Geistes, sondern in der Knechtschaft. Solche Knechtschaft ist eine Knechtschaft unter den Geist, insofern sie unbewußt das Werk Gottes verrichten; eine Knechtschaft aber ihres eigenen Geistes unter das Fleisch, denn dieses ist es, welches sie ihrer Geistwürde entkleidet, und in den Ketten der Lüge gefangen hält. So ist Gott ewig frei, der Mensch nur, insofern er Theil hat an der Freiheit Gottes. Die Freiheit ist es, welche uns Gott gleich macht.

Siebzehnter Brief.

Absolutismus. Liberalismus.

Wenn ich die Gunst meiner liebenswürdigen Freundin nicht ganz einbüßen will, so muß ich mich beeilen, den politischen Raisonnements, zu denen mich Börne veranlaßt hat, ein Ende zu machen. Zwar hätte ich noch Viel, sehr Viel zu sagen, aber das Gesagte mag lieber in seiner Vereinzelung stehen bleiben. Es wird hinreichen, den Standpunkt zu charakterisiren, den ich Börne entgegen eingenommen habe, und es wird zugleich mit allem früher und später in diesen Briefen Behandelten zu Einem Ganzen sich zusammenschließen.

Alles was ist, als Schöpfung und Offenbarung eines ewigen, weisen, gerechten, gütigen, allmächtigen, allgegenwärtigen Gottes zu begreifen, oder, was dasselbe, die unbeschränkte Herrschaft des Geistes zu erkennen — scheint mir allein die des ver=

nünftigen Menschen würdige Aufgabe zu sein, durch deren Lösung er allein zur Wahrheit kommt. So lange wir im Schein befangen sind, sehen wir das Walten der Gottheit nicht, wir erkennen die Gegenstände nicht, wie sie wirklich sind; die Erkenntniß der Wahrheit ist die Erkenntniß der Wirklichkeit. Ich kann unmöglich annehmen, daß Sie, meine werthe Freundin, diese einfachen Sätze nicht verstehen; daß Ihnen der Standpunkt, den sie bezeichnen, fremd, ja feindlich ist. Der religiöse, der wahrhaft fromme Mensch kennt keinen andern bei der Betrachtung der Dinge, und die wahre Weisheit eben so wenig. Die wahre Frömmigkeit und die wahre Weisheit sind niemals im Widerspruch mit einander, sondern überall Eins. Daher haben sie auch eine ngemeinschaftlichen Gegner: die Klugheit der Welt. Diese schilt jene als Thorheit, aber ihr Vorwurf fällt auf sie selbst zurück.

Wir sind Kinder der Welt, wie Kinder Gottes, darum streiten auch in uns: die Klugheit der Welt und die Weisheit Gottes. Das Reich der Sünde und des Todes sehen wir mit unsern irdi-

schen Augen vor uns ausgebreitet, wir thuen Unrecht und leiden Unrecht, wir sehen unsere Lieben leiden und sterben, wir müssen selbst den Kelch des Leidens und des Todes leeren; — wie sollen wir da nicht verzweifeln an dem Worte, welches sagt, daß Christus die Herrschaft des Todes und der Sünde vernichtet habe; — wie sollen wir die Philosophen nicht verlachen, welche uns überreden wollen, solches Alles, was wir sehen und fühlen sei eitel Täuschung! Und dennoch wissen Sie es, meine Freundin, daß der fromme Mensch Stunden, Augenblicke hat, wo diese Ueberzeugung mit unzweifelhafter Gewißheit in ihm lebendig wird. Gerade dann, wenn wir am grausamsten gepeinigt sind von den Schmerzen, die uns die Welt bereitet, wird der Glaube an einen liebenden, allmächtigen Vater am lebendigsten in uns; gerade dann wird es uns klar, wie Tod und Sünde keine Macht haben. Es sind die heiligen Augenblicke der Andacht, wo der Geist Gottes in uns lebendig wird und den Schleier vor unsern Augen lüftet, welcher sein ewiges, alleiniges Dasein uns verbirgt und das

Reich des Lebens vor unsern Blicken zu einem Thale der Verwesung verzerrt. „Herr ich begreife deine Wege nicht, rufet der Fromme in seiner Trübsal, aber ich weiß, so wahr du lebest in mir und ich in dir, daß sie die Wege der ewigen Weisheit sind.“

Sollte dem weisen Manne nicht geziemen, eine gleiche Zuversicht wie der Fromme zu hegen. Er hat erkannt, daß allein der Geist Wahrheit und Wirklichkeit hat; also muß er sagen: Alles was ich sehe, ist ein Werk des Geistes, in Allem hat er sein freies, von ihm selbst ihm gegebenes Dasein, und meine Aufgabe ist in diesen seinen Erscheinungen ihn selbst zu erkennen, damit ich mir selbst bewußt werde, als das was ich bin, Geist vom Geiste; — und wo ich das Dasein des Geistes in der Welt nicht erkenne, wo ich Unrecht, Krankheit, Tod als Wirkliches sehe, da bin ich nicht in der Erkenntniß, sondern im Irrthume.

Was den Staat betrifft, so lehrt die Religion: daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei; und die Philosophie: daß er ein Dasein des vernünftigen Geistes sei. Sie sehen, mein Fräulein, wie

auch in Bezug auf den Staat Religion und Philosophie Eins sind; zugleich aber auch, wie sie der Börneschen Klugheit entgegenstehen. Sie lehren den Absolutismus. Auch dieses Wort haben die Gegner zu einem Fluch gemacht, indem sie ihm eine schmähliche Bedeutung unterlegten, Alles, was sich auf den ewigen Geist bezieht, zu Eigenthum und Aeußerung des Einzelgeistes verzerrend.

Wenn die Philosophie das Wort Absolutismus ausspricht, so sagt sie: daß es eine herrschende Nothwendigkeit gebe, welche die Freiheit des Geistes ist, und daß jeder, der das Bewußtsein des Geistes habe, diese Nothwendigkeit als seine Freiheit wisse; — wenn Börne das Wort Absolutismus ausspricht, so meint er: daß es eine herrschende Nothwendigkeit gebe, welche die Willkür der Unvernunft eines Einzelnen, eines Despoten sei, und die jeder um so mehr als drückende Nothwendigkeit empfinde, je mehr er zum geistigen Bewußtsein, zum Bewußtsein der Freiheit komme. —

Wenn die Philosophie das Wort Absolutismus ausspricht, so sagt sie: daß der Geist niemals ohn-

mächtig und elend war, sondern zu allen Zeiten lebendig und kräftig, daß die Freiheit von Anfange geherrscht habe, nur das Bewußtsein von dieser Freiheit sei es, was in die Welt komme, dieß herauszustellen, sei die Aufgabe der Geschichte; — wenn Börne das Wort Absolutismus ausspricht, so meint er: daß die Unvernunft, die Willkür der Einzelnen bis jetzt geherrscht habe und noch herrsche, daß erst durch Leute wie er selbst die Freiheit erkannt und hergestellt werde, daß man die Waffen ergreifen müsse, um endlich der Knechtschaft ein Ende zu machen und die Freiheit zu gründen.

Wenn die Philosophie das Wort Absolutismus ausspricht, so lehrt sie das Prinzip der Bewegung, welche darin besteht, daß die Vernunft, welche von Anfang ein inneres verschlossenes Dasein hat, sich entfalte, glänzender, duftender herausblühe an das Licht des Bewußtseins; — wenn Börne das Wort Absolutismus ausspricht, so meint er das Prinzip der Trägheit, ja des Rückschritts, dem es daran liege, die Völker in Dummheit und geistiger Niedergeschlagenheit zu erhalten, damit die kluge Bos=

heit über die dumme Tugend nach wie vor herrschen könne.

So es einen lebendigen Gott giebt, so ist der Absolutismus, von dem die Philosophen reden, wahr, und der Absolutismus, von dem Börne redet, eine Lüge. — Vielleicht ist es nur ein Wortstreit, um den es sich hier handelt, vielleicht nennen Börne und seine Anhänger Liberalismus, was ich Absolutismus nenne? Wahrlich nicht! Der Liberalismus giebt nicht die Allgegenwärtigkeit der Freiheit zu, sondern nennt diese selbst ein Gut, welches wir noch nicht besitzen, sondern nach dem wir ringen müssen; ja wie die Verständigsten unter den Liberalen sagen, ringen müssen ohne es jemals erreichen zu können. So haben sie selbst das Bewußtsein von der Nichtigkeit, von der Unmöglichkeit ihrer Freiheit.

Aber die Herrschaft des Liberalismus in unserer Zeit ist ein großes Zeichen des Geistes, welches ich mit unsterblicher Freude begrüße. Er drückt aus, wie Unzählige zum Bewußtsein ihrer geistigen Würde kommen, wie sie hungern und dursten

nach der Freiheit. Die Freiheit ist von Ewigkeit in der Welt, aber die Menschen sind blind für sie gewesen; sie haben die Luft nicht gekannt, welche sie athmen. Jetzt suchen sie die Freiheit, aber weil sie dieselbe noch nicht kennen, meinen sie, daß sie noch nicht in der Welt sei. Sie wollen die unerschaffene und unschaffbare, welche mit dem Geiste von Ewigkeit ist, mit ihren Händen machen. Es wird ihnen niemals gelingen, aber einst werden sie die Augen unbefangen aufschlagen und werden staunend erkennen, wie nahe ihnen der Gott ist, den sie so lange vergeblich gesucht haben. Dann werden sie über sich selbst lächeln, daß sie das Unsterbliche im Reiche des Todes suchten, in der fernen Zukunft, die niemals kommt, weil sie nur als Gegenwart da ist, und nicht im Reiche des Lebens und der Gegenwart, welche niemals stirbt.

Börne und viele andere geistreiche Leute haben sich schon lustig gemacht über jenen oben vor Ihnen ausgesprochenen Satz: daß das Wirkliche das Vernünftige, d. i. das Wahre, ist. Börne sucht ihn durch ein Geschichtchen in aller seiner Thörich-

keit darzustellen, und um dieß noch besser zu können, ändert er ihn ein wenig ab und sagt, die Philosophie behaupte: Alles was ist, ist gut. Nun meint Börne: drückt erstens ein Minister das Volk, — so ist es gut; entsteht dann eine Revolution — so ist es wieder gut. „Ein *ist* ist wie das andere *ist*!" Darin liegt eben der Fehlschluß; und es gehört kein starker Kopf dazu, ihn zu begreifen. Die Sonne *ist*, ihr Bild im Meere *ist*: aber zwischen diesen beiden *ist* ist der Unterschied, daß das eine wirklich, das andere unwirklich, leerer Schein! Nun nehmen Sie einmal Börnes Beispielchen vor: der schlechte Minister *ist*, die Revolution *ist*; das zweite *ist* hebt das erste auf (denn die Revolution ist doch das Fortjagen des schlechten Ministers), damit aber sich selbst, (denn nach dem Fortjagen des Ministers ist die Revolution zu Ende — wenn anders nur der schlechte Minister dieselbe hervorrief); also jedes dieser beiden *ist* geht durch sich selbst zu Grunde, aber ein anderes *ist* tritt an die Stelle: das Resultat der Revolution, welche nicht ist, sobald der schlechte Minister nicht ist, nämlich der *gute* Mi-

nister, und dieß i ſt iſt wirklich; es iſt der Schein, der zu Wahrheit ſich vermittelt hat. — Noch tiefſinniger als Börne hat ein deutſcher Profeſſor der Philoſophie den angeführten Satz widerlegt. Er ſagt: die Philoſophen, welche in jenem Satze Wahrheit fänden, wären glücklich; ſie dürften ſich nur einen Kalbsbraten denken, wenn ſie hungrig wären, ſo hätten ſie ihn auch, denn er ſei, weil vernünftig, auch gleich wirklich. Ich will Sie, meine Freundin, nicht länger mit i ſt und n i c h t i ſt quälen, und bemerke nur, daß das, was man ißt, doch am allermeiſten das iſt, was in das n i c h t i ſt verwandelt wird; denn daß ich an der Vernünftigkeit eines Kalbsbratens zweifle, wird jener Philoſoph nimmermehr zugeben.

Achtzehnter Brief.

Börnes unsterbliches Verdienst. Börne, Goethe und die Deutschen.

„Was heißt Vernunft? Der Wahnsinn Aller. Was heißt Wahnsinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuschung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuschung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt."

So lautet der Börnesche Katechismus; und ich brauche Sie nicht darauf aufmerksam zu machen, wie er das gerade Widerspiel von demjenigen Glaubenbekenntnisse enthält, welches ich vor Ihnen, werthe Freundin, abgelegt habe. Dennoch bin ich der Ueberzeugung, daß gerade in jenem Ausspruche die tiefe Bedeutung Börnes liegt, die er für die Gegenwart hat. Die Vernunft Aller brauchen wir nicht herzustellen, sie ist da, und hat ein so mächtiges Dasein, daß kein Börne mit seinen scharfen Reden sie auch nur verwunden kann; aber die Ver-

nunft des Einzelnen ist es, die hergestellt werden muß. Die Vernunft hat das Gefühl der Allmächtigkeit; darum wer sich ihrer bewußt wird, hat den Drang, sich als den Allmächtigen geltend zu machen, den Drang nach Freiheit. Dieser innere Drang, der den Menschen mit der Vernunft eingeboren ist, der sie als göttlichen Geschlechtes bekundet, fand seit Christus seine Befriedigung im Gefühle des lebendigen Glaubens. Aber die Menschen haben sich bei dem Gefühle nicht beruhigt; sie streben rastlos fort dieses Gefühl als Bewußtsein zu besitzen. Die erste Reaction des erwachenden Bewußtseins der Freiheit ist diese, daß sich der Einzelne über das Allgemeine erhebt, welches das herrschende ist. So giebt es eine Periode des Unfriedens, des tiefsten Unglücks, denn wie mächtig der Einzelne auch anstrebt, er besiegt das Allgemeine nicht; der Mensch unterliegt im Kampfe mit der Gottheit. Aber dieser Unfriede geht über in die Versöhnung mit der Erkenntniß der Freiheit. Das Allgemeine bleibt dem Einzelnen kein Fremdes, ihm feindlich Gegenüberstehendes; er kommt

dahin im Dasein des Allgemeinen sein eigenes höchstes, einzig wahres Dasein zu erblicken, in der Freiheit Gottes seine eigene Freiheit zu finden.

Nur durch den Kampf kommen wir zum Frieden, durch das Unglück zur Versöhnung. Darum ist der Kampf und das Unglück, wie es in Schriftstellern wie Börne sich ausspricht, nicht schlechthin zu verdammen, noch zu unterdrücken; sondern zu fördern, damit die Blume der Versöhnung erblühe, damit der Geist sich selbst überwinde. In der Philosophie und in der Poesie ist die große Aufgabe der Gegenwart bereits gelöst. Dieses freudige Bewußtsein ist es, welches mich beseelt, welches mich ermuthigt, mit allen Mitteln, die mir zu Gebote stehen, dahin zu wirken, daß in das Bewußtsein des Volkes jene Erkenntniß der wahren Freiheit übergehe. In diesem Interesse, meine Freundin, sind auch diese Briefe an Sie geschrieben.

Es war eine Zeit der Lauheit und Gleichgültigkeit gegen alle ewigen Interessen des Geistes unter uns eingebrochen. Männer wie Menzel und Börne haben das unsterbliche Verdienst, uns auf-

geschüttelt, aufgeschrieen zu haben aus dieser Lethargie. Nicht durch Feinde im Innern und Aeußern gehen Staaten zu Grunde, sondern einzig durch die Gleichgültigkeit, die Thatlosigkeit, Schlaffheit, welche der Mehrzahl der Einzelnen sich bemächtigt. Hat diese um sich gegriffen, dann ist der Staat gleich einem Gebäude von vermodertem Holze; der unbedeutendste Feind reicht hin, es niederzuwerfen. Wo noch ein Funke des Lebenfeuers glimmt, da wird er aufgeblasen durch den Sturm der geistigen Leidenschaft, der gegen ihn wehet; nicht verlöscht. Durch Napoleon sind wir Deutschen wieder ein gewaltiges Volk nach Außen geworden; durch die Parteien im Innern, wenn sie nur von geistigen Interessen beseelt werden, erstarken wir fernerhin innerlich. Ein Staat, den Reden zu stürzen vermögen, verdient daß er fällt; er wäre auch ohne sie zusammengebrochen; denn sie sind nur der Wiederhall eines mächtigen Geistes, der aus der Ferne der Zukunft seinen Schlachtgesang erhebt, und herankommt um über den Trümmern der Gegenwart sein neues Reich zu errichten. Schriften wie Börnes wirken

im Großen auf die Völker, an die sie gerichtet sind, aufregend, aber nicht zum Verderben, sondern zum Heil, wenn anders sie des Heiles noch werth sind. Lebendige Theilnahme am Staatleben ist das Resultat, und sind die Staaten, was sie sein müssen, um bestehen zu können: Dasein ewiger Vernunft; so wird es ihnen nicht schwer fallen, die einmal erregte Theilnahme, war sie auch anfangs nur verneinend, zu einer aller Aufopferung fähigen Anerkennung zu machen. Gutmeinende, aber schwache Seelen verzagen zwar daran, daß die ewige Vernunft im Stande sei, sich geltend zu machen; aber, glauben Sie mir, die Flammen aller Parteien, welche jede das Gebäude des Staates zu verzehren drohen, schlagen zusammen in Ein heiliges Feuer, welches erleuchtet, erwärmt, belebt. Nicht wenn Hand und Fuß erlahmt und fühllos sind, bin ich ein kräftiger und gesunder Mensch; sondern wenn in allen Adern das frische pulsirende Blut strömt. Auch der Schmerz, der hier und da sich regt, ist Zeichen des Lebens; zwar ist er Krankheit, aber Krankheit, welche zur Gesundheit übergeht. Das Ueber-

gehen zum Tode ist das Eintreten der Erschlaffung und Gefühllosigkeit.

Alle Lebenshoffnungen Deutschlands setze ich auf die Theilnahme, welche die liberalen Schriftsteller gefunden. Elende Völker, wie die Franzosen vor der Revolution, wie Rom und Griechenland vor ihrem Falle, begünstigen solche Erscheinungen nicht; da ergießt sich ein Strom mattherziger, unsittlicher, jede kräftige Tugend wie jedes kräftige Laster fliehender Schriften. Wir haben auch Anfänge zu einer derartigen Literatur gehabt; aber der gesunde Sinn, der noch unter uns lebendig war, hat sie bald überwunden. Man sucht doch emsig nach Staatleben, nach Volkleben, nach Religion, nach Sitte. Freilich benutzen dieß Tausende elender Krämer, ihre schlechteste Waare statt der echten zu verkaufen; aber die Käufer lassen sich wohl eine Zeit lang täuschen durch die falschen Güter, die der Eitelkeit und Eigenliebe schmeicheln, doch zuletzt greifen Alle nach dem Echten und Wahren, wenn es ihnen nur auch geboten und nicht vorenthalten wird. So wahr ein Gott lebt, so

wahr wird eine gute Regierung stets die große Masse des Volkes auf ihrer Seite haben; so wahr wird es einer Religion der Wahrheit nie an Bekennern fehlen; so wahr wird eine echte Sitte nie der Unsittlichkeit erliegen. Das Schlechte und Böse macht ein großes Geschrei von sich, spreizt sich übermüthig auf in seinem eitlen Scheine; das Gute wirkt geräuschlos, dem irdischen Auge fast unsichtbar fort, aber jenes vergeht, dieses besteht.

Nun hätte ich mit Börne nur noch über zwei Punkte zu rechten. Erstens über sein Schimpfen auf die Deutschen und zweitens über den Schmuz, mit welchem er, wie Menzel, den Namen Goethe beworfen hat. Der Haß gegen Goethe hat bei Börne denselben Grund wie bei Menzel, und noch einige individuelle Gründe mehr. Jener ist der Widerwille, die Feindschaft, die der Einzelgeist gegen den allgemeinen Geist überhaupt hegt, welcher letztere in Goethe zur vollendeten individuellen Gestaltung gekommen ist. Börnes individuelle Gründe treten am lebendigsten hervor in seinem neuesten Aufsatze über Goethe (und Bettina im Morgenblatte).

Goethe ist der Sohn eines reichen Frankfurter Patriciers, Börne der Sohn eines Frankfurter Juden; Goethe hat von der Emancipation der Juden mit Verachtung gesprochen.

Nichts ist verzeihlicher, als wenn ein Frankfurter Jude Goethen haßt; aber auch freilich nichts unverzeihlicher, als wenn ein Schriftsteller nicht im Stande ist, bei der Beurtheilung des größten Dichters sich selbst von allen individuellen Verhältnissen zu emancipiren. Es ist empörend, es ist ein schmählicher Schandfleck im Ehrenkleide unsers Jahrhunderts, wenn wahr ist, was Börne erzählt: daß noch jetzt in Frankfurt den Juden nur eine festbestimmte Anzahl von Paaren jährlich zu verehelichen gestattet wird; aber nichts desto weniger ist es auch wahr, daß die wahre Emancipation der Juden nur dadurch wirklich zu Stande kommen kann, daß sie ihre veraltete, verkommene, und durchaus widerliche Nationalität gänzlich aufgeben. Die Gesetze sind nicht etwas Beliebiges und Zufälliges, sondern der klarste und bestimmteste Ausdruck des Volksgeistes. Wollen die Juden aller unserer durch die Gesetze be-

stimmten Rechte theilhaft sein, so müssen sie unseren Volksgeist in sich aufnehmen. „Benehmt euch, muß man ihnen sagen, wie freie vollgültige Bürger. Stellt euch weder feindlich uns gegenüber, noch kriecht um uns; sondern als edle Männer hasset unsere Feinde und liebet unsere Freunde mit uns, aber indem ihr uns zugleich fühlen laßt, daß ihr es nicht thut um unsere Gunst zu erlangen, sondern aus eigener freier Selbstbestimmung, — und wer wird wagen, euch die Rechte vorzuenthalten, auf die ihr dann denselben Anspruch habt wie wir. Wartet nicht bis wir euch die Freiheit geben, sondern gebt sie euch selbst!" Haben sich die Juden nur erst selbst emancipirt, so werden wir nicht umhin können, sie anzuerkennen. Und jeder Einzelne unter ihnen kann dieß vollbringen, am leichtesten muß es einem Schriftsteller fallen, den die allgemeine Anerkennung über alle verrosteten nationalen Vorurtheile emporhebt. Nur die Erbärmlichkeit kann Börne einen Vorwurf daraus machen, daß er als ein Jude geboren ist; aber ein wahrer Vorwurf für ihn ist, daß er selbst in sei-

Goethe ist der Sohn eines reichen Frankfurter Patriciers, Börne der Sohn eines Frankfurter Juden; Goethe hat von der Emancipation der Juden mit Verachtung gesprochen.

Nichts ist verzeihlicher, als wenn ein Frankfurter Jude Goethen haßt; aber auch freilich nichts unverzeihlicher, als wenn ein Schriftsteller nicht im Stande ist, bei der Beurtheilung des größten Dichters sich selbst von allen individuellen Verhältnissen zu emancipiren. Es ist empörend, es ist ein schmählicher Schandfleck im Ehrenkleide unsers Jahrhunderts, wenn wahr ist, was Börne erzählt: daß noch jetzt in Frankfurt den Juden nur eine festbestimmte Anzahl von Paaren jährlich zu verehelichen gestattet wird; aber nichts desto weniger ist es auch wahr, daß die wahre Emancipation der Juden nur dadurch wirklich zu Stande kommen kann, daß sie ihre veraltete, verkommene, und durchaus widerliche Nationalität gänzlich aufgeben. Die Gesetze sind nicht etwas Beliebiges und Zufälliges, sondern der klarste und bestimmteste Ausdruck des Volksgeistes. Wollen die Juden aller unserer durch die Gesetze be-

stimmten Rechte theilhaft sein, so müssen sie unseren Volksgeist in sich aufnehmen. „Benehmt euch, muß man ihnen sagen, wie freie vollgültige Bürger. Stellt euch weder feindlich uns gegenüber, noch kriecht um uns; sondern als edle Männer hasset unsere Feinde und liebet unsere Freunde mit uns, aber indem ihr uns zugleich fühlen laßt, daß ihr es nicht thut um unsere Gunst zu erlangen, sondern aus eigener freier Selbstbestimmung, — und wer wird wagen, euch die Rechte vorzuenthalten, auf die ihr dann denselben Anspruch habt wie wir. Wartet nicht bis wir euch die Freiheit geben, sondern gebt sie euch selbst!" Haben sich die Juden nur erst selbst emancipirt, so werden wir nicht umhin können, sie anzuerkennen. Und jeder Einzelne unter ihnen kann dieß vollbringen, am leichtesten muß es einem Schriftsteller fallen, den die allgemeine Anerkennung über alle verrosteten nationalen Vorurtheile emporhebt. Nur die Erbärmlichkeit kann Börne einen Vorwurf daraus machen, daß er als ein Jude geboren ist; aber ein wahrer Vorwurf für ihn ist, daß er selbst in sei-

nem Judenthume einen Fleck besitzt, der bis zur entzündlichsten Krankhaftigkeit reizbar ist.

Aber auch wenn Börne kein Jude wäre, würde er Goethe nicht zu würdigen verstehen. Wie ihm alles unkenntlich und verhaßt ist, darin der ewige Geist wirklich geworden, so auch die Goetheschen Dichtungen. Börne fürchtet die starren Augen der Statuen, die der gottbegeisterte Meister untadelhaft gemeiselt hat, und denen Heine Altäre gebaut und ewig grünende Lorbeerzweige geopfert hat. Dafür wird auch keine der ewigen Bildungen, die der Meisel Goethes geschaffen, in Börnes Armen sich beleben. Hätte Pygmalion seiner Venus Augen gefürchtet, nie hätte aus denselben Augen das Feuer der Liebe ihm entgegengeleuchtet.

Der wahre Dichter erschaut in Allem, was dem gemeinen Menschen gemein dünkt, weil der Schleier der Sterblichkeit sein unsterbliches Auge verdunkelt, das Walten des unsterblichen Geistes. So ist ein Merkmal des wahren Poeten, daß er nicht die Natur mißachtet, sondern sie in ihrer Verklärung zeigt. Goethe sagt daher: „der Geist nähert sich

der wirklichen wahrhaften Natur durch Gelegenheitsgedichte." Börne setzt dazu: „Wie einen Gelegenheitsgedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen ist." Der Himmel der Poesie ist nicht jenseits, nicht ein Himmel, nach dem das gläubige Herz nur seufzen kann; — er ist ganz und gar diesseits, und in seliger Gewißheit schwelgt in ihm das Herz. Gelegenheitsgedichte sind Gedichte zu Verlobungen, Hochzeiten, Todesfällen, — überall zu Freude und Leid der Menschenbrust. So wahr der Mensch unsterblicher Geist ist, so wahr ist in all seinem Leid und seiner Freude Unsterbliches eingemischt. Unsterbliches in natürlichem Dasein ist es aber, was der Dichter darzustellen hat. Alle wahren Dichtungen sind am Ende nichts weiter, als Gelegenheitsgedichte. Nur die Dichterlinge faseln überirdisch, weil das Himmelreich für sie noch ein zukünftiges ist. Darum sind sie am lächerlichsten, am elendsten in Gelegenheitsgedichten. Vor Allem ist die Liebe Gelegenheit, völligste In=

einsbildung von Geist und Natur. Börne meint: „wenn (wem) die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunst gefunden, gestohlen, erworben, vielleicht mit seiner Hände Arbeit, geschenkt wurde sie ihm nie.“ — Aber dadurch eben unterscheidet sich ein Dichterherz von einem prosaischen, daß es nicht bricht, daß es in den Flammen von Himmel und Hölle, welche die Liebe birgt, nicht schmilzt wie Wachs; sondern zu Stahl erhärtet, dem fortan alle Kieselherzen liebreizender Turandots helle Funken entlocken, die in römischen Nächten gleich Glühwürmchen das Auge des liebetrunkenen Lesers umgaukeln, oder in persischen schattigen Rosenhainen, wie einzelne bläulich-roth-funkelnde Sonnenstrahlen durch Grün und Roth der duftenden Nachtigallbraut flimmern.

Darüber, daß Börne die Deutschen schimpft, wie er sagt, weil er sie liebt, um ihnen die Tugenden einzudreschen, die ihnen fehlen neben ihren vielen sonstigen Tugenden, deren er als ein weiser Schulmeister niemals Erwähnung thut, — darüber will ich kein Wort sagen. Viele haben ihm nach-

geahmt und sich eher für berufen gefühlt, das deutsche Volk zu züchtigen, als sich selbst. Die Majestät eines gewaltigen Volkes kann nicht durch Schimpfreden beleidigt werden. Wenn Deutschland nicht fühlt, daß es kein Schulbube unter Börnes Zuchtstecken ist, und daß seine Schläge es gar nicht treffen; so verdient es ein solcher zu sein. Börne selbst vergleicht die Deutschen mit Sonne und Mond, deren Licht die Naturforscher nicht erst weitläuftig rühmten, — welche Rolle bleibt ihm dann mit seinem Bellen! —

Neunzehnter Brief.

Heine. Gegensätze der modernen Literatur.

Mir graut zuweilen vor mir selbst, meine Freundin. Es träumt mir, ich wäre der träumende Robespierre, der wachend der Tugend Schlachtopfer brachte, um welche im Schlafe sein eigenes Herz krampfhafte Schmerzen erlitt. Glauben Sie mir, ich wäre glücklicher, wenn ich Menzel und Börne, und Alles, was um und an diesen Namen hängt, lieben und loben könnte; ich erntete Liebe um Liebe, Lob um Lob, vielleicht gar ein Lorbeerkränzchen im Literaturblatte. So muß ich, von Natur der friedliebendste Mensch, Ankläger und Richter, ja Scharfrichter der besten Autoren sein, die ich gar nicht gering achte; muß mich selbst dem Spotte, dem Hasse, der Rache preisgeben, — um der starren unbeugsamen Wahrheit willen. Wer bin ich, daß ich mich berufen fühle, das Richtschwert der Wahr-

heit zu führen? — Es hat über meinem Haupte gebebt, als ich darunter wegging, — nun muß ich selbst fallen durch dieses Schwert, oder es führen. Bin ich zu schwach, so werde ich auch fallen, durch mich selbst fallen in das Schwert, welches meine Hände halten. — Es sei. —

Die deutsche Kritik hat merkwürdige Stadien durchlebt. Als sie und ihr nur um Weniges älterer Zwillingbruder, die Literatur, noch jung waren, spielten beide wie Kinder mit einander. Literatur machte wenige gute und viele schlechte Verse, wenige interessante und viele langweilige Bücher; Kritik lief durch Felder und Gärten und wand Kränze, die sie der Literatur auf das junge Haupt setzte. Die Knaben kamen in die Flegeljahre. Literatur machte, wie sie stärker wurde, manchen dummen Streich; Kritik wurde ungezogen. Beide geriethen in die bittersten, zuletzt blutigen Händel; Kritik schnitt Ruthen, Stöcke, Knüppel, zuletzt gar ergriff sie das Schwert gegen Literatur. Um alle Rechte der Erstgeburt suchte Kritik Literatur zu bringen, und diese verkaufte ihre Rechte mehr als

einmal für ein Linsengericht an jene. Ist es nicht dahin gekommen, daß die moderne Literatur nichts weiter ist, als Kritik, welche das Gewand der Literatur übergenommen? Unzählige Jugendsünden beschmuzen die Kritik. Sie ist unverschämt und frech, nichts Großes und Heiliges achtet sie, sie ist lügenhaft und willkürlich, sie ist feil den Buchhändlern und den Autoren, unverständig, thöricht, und das Resultat von Allem: sie ist verachtet. Aber wir dürfen nicht an ihr verzweifeln, denn die freudigste Hoffnung auf ihre Besserung ist da, indem sie sich selbst verachtet. Nicht lange mehr, so steht sie als ein zur Besinnung gekommener gereifter Mann da, unbestechlich und gerecht, würdig des heiligen Richteramtes, zu dem sie geboren; bekränzt nur würdige Häupter, verurtheilt nur schuldige. Und mit der Verurtheilung ihrer selbst hat sie die neue Lebensepoche zu beginnen. Eine Kritik der modernen Literatur ist eine Selbstkritik der Kritik, die sich übermüthig auf den Platz der Literatur gestellt hat.

Sie sehen, verehrtes Fräulein, daß ich Ihnen und mir die Würde des Amtes, welches ich ver-

walte, in's Bewußtsein zu bringen bemüht bin, und dieß aus dem Grunde, weil ich in innerster Seele fürchte, alles richterliche Pathos zu verlieren vor dem Manne, den ich in diesem Augenblicke vor das Tribunal der Wahrheit führen muß, — vor Heinrich Heine.

Ein Wort im Vertrauen, meine Freundin, dieser Heine ist mein bester Freund; ich habe die glücklichsten, heitersten Stunden mit ihm verlebt, Stunden voll unsterblichen Lachens. Wir haben viel mit einander disputirt, aber sind nie zu einem andern Resultate gekommen, als dazu, daß er mich auslachte und ich selbst über den Lachenden lachte. Wir stritten über Geist und Unsterblichkeit. Pathetisch sagte ich zu ihm: „Unsterblicher, was geht dich der Pariser Straßenkoth an und der Berliner Streusand und Wiens gebratene Hähnerl? Du weißt ja so gut wie Kopernikus und alle Dichter seit Homer bis auf dich selber, daß der Himmel gar nicht über den Sternen erst anfängt, sondern daß wir Alle recht eigentlich mitten drin sitzen, und daß nur der Teufel den Leuten Brillen aufsetzt,

damit sich der ganze Himmel um sie wie um Betrunkene dreht, damit sie alle Herrlichkeiten des Himmels nicht sehen, sondern statt dessen Pariser Straßenkoth, Berliner Streusand und Wienersche gebratene Hähnerl." „„Freilich, du Narr, weiß ich das, lachte er mir entgegen, und eben darum wollen wir ein himmlisches Werk vollbringen und Wienersche gebratene Hähnerl essen."" Heine und Kritik! Sie ist für ihn selbst ein gefälligstes Mädchen, — wie soll ich sie zwingen, mir gegen ihn beizustehen! Der leichtsinnige Heine hat sich mit dem blutig ernsten Börne verzürnt; der möchte ihm nun gern zu Leibe; er weiß wohl, daß ihm die Kritik sonst immer zu Willen ist, wann es gilt seinem Hasse Luft zu machen; aber Heine gegenüber verzweifelt selbst Börne an der Gewalt seiner Kritik. Er sagt:

„Niemals wird es selbst der behendesten, verschmitztesten und katzenartigsten Kritik gelingen, Heine zu fangen, der immer noch mehr Maus, als die Kritik Katze ist. Er hat sich in allen Winkeln der sittlichen, wissenschaftlichen, religiösen und ge=

sellschaftlichen Welt Schlupflöcher gesichert, und alle diese Löcher sind durch unterirdische Gänge in Verbindung gebracht. Du siehst Heine aus einer seiner kleinen Meinungen herausgehen, du verfolgst ihn, er kehrt wieder dahin zurück; du willst ihn nun fest darin halten; aber du selbst bist angeführt, denn er entwischt durch eine ganz entgegengesetzte Meinung. Entsage ja jeder Verfolgung, denn du verschwendest deine Mühe und List. Du liesest diese oder jene Seite von Heine, wo sich eine falsche, abgeschmackte und lächerliche Behauptung findet; beeile dich ja nicht, sie zu widerlegen, schlage nur das Blatt um, denn Heine selbst ist schon umgeschlagen und widerlegt sich selbst. Verstehst du nicht solche katzenäugige Geister zu würdigen, so steht es desto schlimmer mit dir, denn du befindest dich nicht auf der Höhe der rhetorischen Küche; es giebt nichts Köstlicheres als dieses Allerlei von Meinungen."

Sie sehen, meine Freundin, wie schrecklich Heine für die Kritik ist: „eine behende Maus, in welcher ein katzenäugiger Geist sitzt". — Es hat Viele ge-

geben, die sich gewundert haben, daß Heine und Börne, die einst sich gegenseitig lobten und bewunderten, in Feindschaft gerathen sind. Es hat sich aber viel Aehnliches in der modernen Literatur in diesen Tagen zugetragen und ist gar nicht zu bewundern. Menzel und Gutzkow haben sich erst mit Lorberen bekränzt und dann geprügelt und mit Schmuz beworfen. Börne hat sich darüber auch mit seinem besten Freunde Menzel verzürnt. Hätte man das junge Deutschland beisammengelassen; bei meinem Kopfe, wir hätten binnen kurzem die schönste Prügelei der jungen Deutschen unter einander erlebt. So viel Köpfe, so viel Sinne; und da in dieser ganzen Partei der Bewegung Jeder seinen eigenen Hut auf dem Kopfe hat, unter den er mit Gewalt die Köpfe auch der Uebrigen stecken will, so muß es nothwendig Händel geben. „Bewegung" ist ihr gemeinsames Losungwort. Menzel rennt aber einen eingeübten Galop in der Reitbahn der öffentlichen Meinung, seit Jahren tritt er keine andere Gangart als Franzosenhaß, Goethehaß, Schriftstellerinnenhaß, Hegelhaß; Börne macht die wildesten Sätze rechts und links, ohne

Maaß und Takt, seine Bewegung ist unaufhörliches Ausschlagen; das junge Deutschland übt sich in unanständigen Stellungen, stellt sich auf den Kopf und geht auf den Händen; Heine macht Alles mit, wie es ihm just beliebt, mischt sich in Börnes bacchantischen Taumel, Menzels Schulgalop und überschlägt sich in Stellungen, vor denen jedes sittsame Auge zusammenblinzt, aber, was ihm eigenthümlich, er tanzt auch dazwischen wieder die zierlichsten Françaisenpas, mit Glaceehandschuhen und Chapeau bas. Wie sollen nun diese so verschieden Bewegten nicht vielfach gegen einander rennen, sich stoßen, ereifern, schlagen. Sehen Sie hier einige Gegensätze der erwähnten Literatur:

Menzel haßt die Franzosen, Börne verehrt sie;
Menzel haßt Goethe und Napoleon, Heine betet sie an, versteht sich nur gelegentlich;
Börne ist ein Charakter, Heine ein Chamäleon;
Gutzkow ist prosaisch durch und durch, Heine poetisch;
Börne ist sittlich ernst, Gutzkow unsittlich frech.

Jetzt hat man durch Maaßregeln Börne, Heine, Gutzkow, Mundt, Laube zusammengedrängt in Eine Ecke, welches man nicht hätte thun sollen, denn die Entzweiung ist den Gegnern vortheilhafter. Mundt, der die Göttlichkeit des Christenthums vertheidigt, kann mit Gutzkow und Heine nicht an demselben Wagen ziehen und eben so wenig Laube, der öffentlich und privatissime jede Gemeinschaft mit dem jungen Deutschland desavouirt.

Nun aber zu Heine! Wir wollen uns hüten, meine Freundin, daß er uns nicht beschwätzt. Allen Ernst des Geistes wollen wir seinem Lachen entgegenstellen. Ich glaube übrigens der Himmel verzeiht mir, wenn ich trotz manches Verdammungurtheils, das ich über Heine aussprechen muß, doch ihn nicht zu hassen und nicht zu verachten vermag; denn wenn wir den Geist der Wahrheit um sein Urtheil fragen könnten, ich meine er würde von Heine sagen:

Von allen Geistern die verneinen
Ist mir der Schalk am wenigsten verhaßt.

Zwanzigster Brief.

Weltreligion. Katholicismus.

Es ist ein charakteristisches Merkzeichen unseres Jahrhunderts, daß es alle Vorurtheile haßt. Die Geister wollen frei sein, und sind bereit, das Liebste, das Beste, was sie besitzen, dahinzugeben für diese Freiheit. Es ist derselbe Geist der Zeit, welcher die Adeligen Frankreichs beseelte, als sie all ihre hundertjährigen Vorrechte auf dem Altare des Vaterlandes opferten; es ist derselbe Geist, der in allen Religionssecten, bis zu den Muselmännern, die so lange den Angriffen der Cultur widerstanden, lebendig wird, daß sie allmählig allen Inhalt dahingeben, der sie so lange auseinander hielt, um zu Einer Religion der Freiheit und Gleichheit zu verschmelzen.

Aber indem auf diese Weise Alles dahingegeben wird, was einem Vorurtheile ähnlich ist, wird das

Vorurtheil nicht bemerkt, welches recht eigentlich als Mephisto bei dem Faust Menschengeschlecht steht, und es sachte seine Straße führt. Die Geister sehen vor Geistern den Geist nicht! Das Menschengeschlecht steht auf dem Punkte des Archimed, auf dem es die Welt heben könnte; aber Mephisto hält ihm einen konischen Spiegel vor, in dem es nur seine eigene Gestalt fratzenhaft verzerrt wiedersieht, anstatt mit klarem Auge die Welt und das, was sie im Innersten zusammenhält, zu sehen, wie es könnte. Der Gott, der ewige Geist, ist nicht jenseits der Sterne, er ist nicht außer der Welt, er ist in ihr. In ihm leben, weben und sind wir. Wir aber sind auch selbst Theile dieser Welt. Darum kann der Gott lebendig werden in uns, wir können ihn ahnen, fühlen, wir können sogar der Mund sein, durch den er redet, der Arm, mit dem er handelt; aber so lange wir so natürlich und unbefangen in der Welt sind, wie das Thier und die Pflanze, wenn auch auf geistige Weise, können wir den Gott nicht erkennen. Wir müssen uns losreißen von der

Welt, wir müssen heraustreten aus dem unmittelbaren Leben in Gott, wir müssen uns wissen als selbstständige Geister; — erst dann können wir den Gott in der Welt erkennen, und uns selbst in ihm. So weit sind wir nun — und darin liegt die hohe Bedeutsamkeit unserer Zeit —, daß die meisten sich selbst mit ihrem stolzen Ich der Welt und dem Gotte in ihr gegenübergestellt haben; aber sie sind noch versunken in die eitle Beschauung ihrer selbst. Anstatt nun das Auge auf Gott und die Welt zu richten, zu sehen wie der Eine Geist in aller Ewigkeit diese Welt durchlebt, wie sie nur in ihm und durch ihn ist, und wie eben das übermüthige Ich vor diesem Ewigen in Nichts versinkt, wie der Geist nur Geist ist dadurch, daß er sich selbst wiederfindet in dem Einen ewigen Geiste und diesen in sich —; statt dessen versenkt sich das gottlose Ich in eitle thörichte Betrachtung seiner selbst; und wie es sich nun als das ganz leere inhaltlose erkennt, meint es eben in dieser Leere und Inhaltlosigkeit bestehe das Wesen alles Geistes. Da kommt es denn zu wunderlichen Extremen. Die

Einen meinen Wunder, was sie besitzen in der Erkenntniß jener Leere und geben sich gar nicht die Mühe ihr einen Inhalt zu geben, denn weil sie nur sich und immer nur sich betrachten, haben sie nur die Leere zur Erfüllung der Leere. — Es sind die Rationalisten. Die andern schaudern zurück vor dem Abgrunde des hohlen Ichs, und schwindelnd greifen sie entsetzt um sich, um irgend einen Anhaltpunkt zu finden. Was sie ergreifen, stürzen sie hinunter in den Abgrund, der sich doch nimmer füllt; denn das Eine, was allein ihn zu füllen vermag, finden sie nicht, haben sie nicht — den Geist. — Es sind die Mystiker.

Als die Welt tief versunken war in den Uebermuth des Ichs; nicht im Gedanken, wie jetzt, sondern unmittelbarer Weise im Gefühl, in der Vorstellung; zu der Zeit als der römische Geist die Welt beherrschte, da trat ein Mann auf in der Wüste und rief: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen! Und das Himmelreich kam in die Welt: das Christenthum! Nicht jenseits der Sterne ist die Seligkeit des Christen-

himmels, Jesus sagte nicht: wenn ihr einst todt sein werdet, sollt ihr selig werden und in mein Himmelreich kommen; nein er sagte: das Himmelreich ist da, wer an mich glaubt, der wird nimmermehr sterben. Der Christ ist ewig, er wird es nicht erst nach dem Tode. Daß der endliche Verstand das ihm unbegreifliche Ewige mit dem ihm eben so unbegreiflichen Unendlichen verwechselt hat, das ist der scheinbare Sieg der Hölle; aber diesen Schein sieht nur der wahrhaft Gläubige ein. Unzählige gläubige Herzen sind aufgenommen worden in dieses Himmelreich und haben ewiges seliges Leben in ihm gefunden. — Doch der Gedanke ist in die Welt gekommen und hat sich seit der Reformation als selbstständig geltend gemacht. Wiederum ist die Welt versunken in Egoismus, aber nicht in jenen des Gefühls und der Vorstellung, sondern in den des Gedankens. Die Zeit ist erfüllet, es ertönt die Stimme des Predigers in der Wüste: Thut Buße, denn das Himmelreich ist nah herbeigekommen. Und es wird kommen, der Geist wird kommen als Geist, und Gericht halten. Es

ist der jüngste, aber der ewige Tag, der prophezeiht ist. Ihr höret die Stimme des Predigers, aber sie verhallt vor euren Ohren.

Der Gedanke an eine Weltreligion regt sich in tausend Aeußerungen der Gegenwart; aber er ist nur noch ein leerer unbestimmter Gedanke. Daß wir an der christlichen Religion eine Weltreligion besitzen; ist zwar seit Christus ausgesprochen worden, hat sich im Laufe der Jahrhunderte in der weltbesiegenden Macht des Christenthums bewiesen, aber ist dennoch nicht erkannt worden. Man hat statt des Christenthums nur den Katholicismus und den Protestantismus vor Augen. Heine hat recht, wenn er den Katholicismus in seiner Verdorbenheit eine Religion für Kranke, nicht für Gesunde nennt; aber es ist sein unverzeihlicher Leichtsinn, der ihn eine solche Beschuldigung gegen das Christenthum aussprechen läßt. Der Katholicismus lehrt eine verderbte Natur nicht ermannen zur freien Aeußerung des Geistes, sondern nur verachten und kreuzigen. Nicht durch Seufzer und Thränen kommt der Sünder zu Gott; nicht die

Sünde, welche unter Selbst-Lästerungen vollbracht ist, wird vergeben; nicht der wird durch die Gnade Gottes gerechtfertigt, der sich als einen Knecht unter die Sünde beweist, gleichgültig ob als einen frech die Gerechtigkeit Gottes verlachenden, oder ob als einen unter Winseln und Weinen dennoch dienenden; — sondern einzig der, welcher durch den in ihm lebendig gewordenen Geist Gottes Sünde und Tod überwindet, also daß ihn eine selige Gewißheit der Ewigkeit durchdringt, daß all sein Thun und Handeln, als sündig und irrig auch verloren und vergebens, als freie Aeußerung des Geistes ewig und unvergänglich erscheint. Was ist ein Geist, der sich nicht äußert! Durch jenes Schönthun mit Gefühlen, das vor jeder That als vor Sünde bebt, und sich am liebsten daher hinter Klostermauern verbirgt, um nichts zu thun, ermordet ihr den Geist in euch, anstatt ihn lebendig zu machen. Wollt ihr Gott ähnlich sein, so wirket freudig und muthig, denn Gott selbst ist ewige That.

Die wahre Weisheit und die wahre Religion machen das Herz fröhlichen Muthes voll, denn sie

befreit den menschlichen Geist von der Nothwendigkeit eines unbegreiflich und unwiderstehlich über ihn waltenden Schicksals, indem sie ihn in die Freiheit des Geistes, welcher der Eine ist, erhebt. Das alte Griechenthum ist nicht heiterer, lächelnder, als das Leben, welches der Welt aus der Erkenntniß des wahren Christenthums erwachsen wird; vielmehr genießt in diesem der Geist seine Freiheit mit dem vollen Bewußtsein derselben, welches dem Griechenthume abging. Da ist der Geist fern, wo sich ein Leichengeruch verbreitet und die Freude verpestet.

Einundzwanzigster Brief.

Heines Pantheismus. Spinozismus. Christenthum.

Es ist die ursprüngliche Einheit von Natur und Geist, welche Heine die Waffen in die Hand giebt, um gegen den Katholicismus zu kämpfen, den er fortwährend mit dem Christenthume verwechselt. Er hat die Eitelkeit, die eigentliche Idee des Christenthums zuerst entdeckt zu haben. Er sagt: „das Christenthum ist eine Idee, und als solche unzerstörbar und unsterblich." Das klingt ganz gut, aber man muß sich erinnern, was Heine unter einer Idee versteht: Alles dumme Zeug, was sich einer einbildet. Zu jenem Gerede von der Unsterblichkeit der Idee ist Heine aus der Vorrede zu irgend einem philosophischen Buche gekommen; denn wie es ihm selbst gar kein Ernst damit ist, sieht man sogleich daraus, daß er die Aufhebung des Christenthums als die Aufgabe der Gegenwart ausspricht, ja daß

er sich selbst für berufen fühlt, das neue Evangelium des Pantheismus zu verkünden.

Heines Idee des Christenthums ist folgende: „Geist und Materie stehen sich gegenüber, die Welt des Geistes wird durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt; jenem gehört unsere Seele, diesem unser Leib; und die ganze Erscheinungswelt, die Natur, ist demnach ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsterniß, will uns damit in's Verderben locken, und es gilt allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, unsern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi." Diese Idee des Christenthums, welche die unsühnbare Trennung von Natur und Geist enthält, hat denn — nach Heine — im Katholicismus die Modification erlitten, daß wegen ihrer Unrealisirbarkeit gleichsam ein Vertrag zu Gunsten des sinnlichen Menschen zwischen Christus und Satan geschlossen worden sei, nach welchem der Mensch zwar der Sinnlichkeit fröhnen, z. B. ein schönes Mäd-

chen umarmen dürfe, wenn er dabei nur eingestehe, daß er ein Sünder sei, der sich selbst verfluche und, um dieß zu bezeugen, seinen Ablaßzettel baar an den Pabst bezahle.

Daß jene sogenannte Idee, welche Heine angiebt, nicht die Idee des Christenthums ist, geht eben so sehr aus dem alten wie aus dem neuen Testamente, der Erfüllung des alten, hervor. „Gott blies dem Menschen seinen lebendigen Odem in die Nase, und so schuf er den Menschen zu einem Bilde, das ihm gleich sey" und „Gott ist Mensch geworden in Christus, und alle Menschen sind Glieder des Einen Mensch gewordenen Gottes." Die Schöpfung der Welt aus Nichts besagt auf das ausdrücklichste, daß sie sei der dem Nichts einwohnende Wille Gottes, also daß an der Natur nichts ist als Gott, Geist. So ist die ursprüngliche Einheit von Geist und Natur auf das bestimmteste ausgesprochen. Aber eben weil der Katholicismus das ursprünglich Eine trennte, dem durch Christus und in Christus vernichteten Satan einige Macht und Wirklichkeit zuschrieb, weil der Katho-

licismus jene Heinesche Idee realisiren wollte, und um es zu können, allerdings auch jenen Vertrag zwischen Christus und dem Satan zuließ, ist er nicht das wahre, reine, unverfälschte Christenthum.

Vielleicht fürchten Sie, meine Freundin, daß ich nun das Christenthum mit dem Heineschen Pantheismus identificiren werde; aber wie Himmel und Hölle sind diese zwei von einander unterschieden. Die Kritik, welche sich für Literatur ausgegeben, hat ihre Wahrheit stets nur im Negiren; in der Erkenntniß des Wirklichen ist sie jämmerlich schwach. Ich bitte Sie, sich recht lebhaft alles desjenigen zu erinnern, was ich über Natur und Geist gesagt. Soll ich nach meiner Ansicht die Idee des Christenthums aussprechen, von welcher ich die Ueberzeugung hege, daß ihre unendliche Herausbildung die Aufgabe des Menschengeschlechts sei; so ist sie keine andere als die Einigung von Geist und Natur. Ursprünglich sind beide eins, aber der Anfang aller Erkenntniß ist, daß wir trennen was Eins ist. So haben wir Geist und Natur getrennt. Aber das Resultat der Erkenntniß ist auch,

daß die Einigung wieder hergestellt werde, und so müssen wir Natur und Geist wieder einen, um in ihrer Einheit zur wahren Erkenntniß beider zu gelangen. Heine's Pantheismus kommt nicht zur Einigung, sondern bleibt in der Trennung, wie Sie aus der Art erkennen werden, wie Heine ihn ableitet und von ihm spricht.

Als Stifter des Pantheismus, den er verkündigt, nennt und preist Heine den Spinoza, und als Bekenner dieses Pantheismus nennt er unter Andern Goethe und Hegel. Spinoza war ein Jude, der bald nach der Reformation in Amsterdam lebte. Er ist aus der Gemeinschaft der Juden ausgestoßen worden und die Christen haben ihn verflucht, ihn einen Atheisten, Ketzer, ein Kind des Satans genannt. Lesen Sie jetzt die Lebensgeschichte dieses Mannes, durchblättern Sie seine Werke; so werden Sie vielleicht nicht begreifen, warum man ihn also verurtheilt hat. Spinoza war einer der liebenswürdigsten, sanftesten, bescheidensten Menschen, der nur die Eine unsterbliche Leidenschaft: Erkenntniß Gottes hatte, für

welche er alle Güter und alle Freuden der Welt dahingab, für die er den Fluch der Welt mit einer himmlischen Geduld trug. Er liebte die ihm fluchten, die ihm sogar nach dem Leben standen. Er ernährte sich kümmerlich, indem er Brillengläser schliff; er schlug eine Professur an einer Universität mit reichlichem Gehalt und Zusicherung der Denk- und Lehrfreiheit aus; er nahm ein reiches Vermächtniß nicht an; er überließ sogar sein kleines väterliches Erbe noch seiner Schwester; er liebte tief und innig ein gebildetes Mädchen, und als ihm diese entrissen wurde, kehrte er sein Herz nie mehr der Liebe zu; er that Gutes, so viel er konnte; er besuchte die protestantische Kirche; seine lauernden Feinde haben ihm nicht Einen, nicht den kleinsten sittlichen Fehltritt nachgesagt. So war das äußere Leben des Mannes, und nun seine Lehre. Einzig und allein Gott hat Wahrheit und Wirklichkeit; Christus ist der Mund Gottes, durch den er selbst zu uns geredet. Welt und Mensch sind nichts ohne Gott, noch weniger gegen Gott; sie haben nur Wahrheit und Wirklichkeit, insofern sie Erschei-

nungen Gottes sind. Wenn wir denken und die Wahrheit erkennen, so ist es Gott selbst, der in uns denkt. In Sünde und Irrthum sind wir außer Gott und somit in der Nichtigkeit. Gott lieben ist die Aufgabe des Menschen, durch welche er sich seines göttlichen Ursprungs würdig beweist. Ganz in der Liebe Gottes aufgehen, ist die höchste Seligkeit, wahrhaft göttliche Seligkeit, denn so wir Gott lieben, ist es Gott selbst in uns, der sich liebt. Wie Welt und Mensch nur Erscheinungen Gottes sind, Gott ihr Grund ist, so gehen sie in Gott auch zu Grunde.

Es liegt eine ewige Wahrheit in diesen Worten, eine Wahrheit, welche das Evangelium ausgesprochen hat in den zwei Worten: „In Gott leben, weben und sind wir" und „Alle Kreatur seufzet nach der Offenbarung." Es ist in ihnen die ewige Einheit von Geist und Natur ausgesprochen; und dennoch haben die Theologen recht, welche Spinoza einen Atheisten und Ketzer genannt haben, denn es ist nicht die Lehre des Christenthums, welche darin ausgesprochen ist in ihrer Völ-

ligkeit. Eben so wenig ist es die Anschauung, welche von Goethe poetisch, von Hegel philosophisch dargelegt worden. Doch bevor ich dieß Ihnen näher nachweise, muß ich Sie aufmerksam machen auf die Art und Weise, wie Heine jene Lehre des Spinoza benutzt, und daraus, daß dieselbe so benutzt werden kann, wird sich schon als in einem Beispiele zeigen, wie wenig Eins Spinozismus und Christenthum sind.

„Gott, sagt Heine, ist Alles, was da ist, er ist sowohl Materie wie Geist, beides ist gleich göttlich und wer die heilige Materie beleidigt, ist eben so sündhaft wie der, welcher sündigt gegen den heiligen Geist;" daher ist das Christenthum, welches die Materie vernichtet, nach Heine: „wenn wir noch im Jugendalter der Menschheit leben, gleichsam eine ihrer überspanntesten Studentenideen, die weit mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen." — „Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung,

ihre Versöhnung mit dem Geiste." — „Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest."

Vergleichen Sie, meine Freundin, diese Heine-schen Reden mit den Aeußerungen Spinoza's, so herrscht allerdings ein sehr verschiedener Ton in beiden; besonders in Bezug auf das Christenthum. Heine wird vielleicht sagen, Spinoza sei nur enthaltsam gewesen, weil er nicht Lust gehabt hätte, sich verbrennen zu lassen, welche Ehre man Heine

nach solchen Aeußerungen im sechszehnten Jahrhundert sicher angethan hätte. Aber in der That hat Spinoza das Christenthum nach der Seite der Einheit Gottes mit der Natur vollkommen anerkannt, welches bei Heine nicht der Fall ist. Aber darin, daß er diese Einheit nicht nach der Wesenheit des Geistes anerkannt hat, liegt sein Irrthum und die Möglichkeit in der Weise aufgefaßt zu werden, wie dieß durch Heine geschieht. Die Heinesche Lehre ist allerdings eine Frucht des Spinozismus, und — an ihren Früchten erkennen wir ihn. Spinoza war ein Mann, der Friede und Freude nur im Denken fand; darum suchte er auf dem Wege des Gedankens in seinen Gott zu Grunde zu gehen; aber in seiner Lehre liegt die Möglichkeit klar zu Tage, daß ein Mensch, der an der Freude der Welt seine Lust findet, auch dieser sich in die Arme werfend, in denselben Gott zu Grunde gehen könne. Spinoza sagt: wenn ich denke, so denkt Gott in mir sich selbst; Heine sagt: wenn ich Lust habe an Spiel und Wein und Weibern und Allem was meine Sinne ergötzt, so ist dieses

eine Freude Gottes an ihm selber, der ächteste Gottesdienst.

Spinoza und Heine sprechen nur von einer Einigung des Geistes und der Natur, aber sie gelangen nicht dazu; denn der Gott, in den Spinoza durch den Gedanken zu Grunde geht, ist in Wahrheit ein anderer, als der, in den Heine durch die Natur zu Grunde geht; jener hat die Natur an ihm selber vergessen, dieser den Gedanken. Darum bleibt Spinozas Gott ein bloßes Gedankending, Heines Gott eben so ein bloßes Weltding, das Fleisch. Spinozas Gott ist so nichtig wie Heines, in Wahrheit haben sie keinen Gott, und die Theologen nennen sie mit Recht Atheisten.

Zweiundzwanzigster Brief.

Persönlichkeit und Unsterblichkeit.

Was Spinoza und Heine mit einander gemein haben, ist, wie Sie, meine Freundin, schon erkannt haben werden, nur die Annahme von der Alleinigkeit Gottes. Alle Wahrheit und Wirklichkeit ist Gott. „Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestirt sich in den Pflanzen, die ohne Bewußtsein ein kosmomagnetisches Leben führen. Er manifestirt sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestirt er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von der objectiven Natur, und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kund geben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein, und sol-

ches Selbstbewußtsein offenbart sich wieder durch den Menschen. Aber dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Gesammtheit der Menschen: so daß jeder Mensch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine That; und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnation Gottes."

Dieser Pantheismus, (so nennt Heine seine Ansicht), dehnt Gott, wie Sie sehen, durch Raum

und Zeit in das Unendliche aus, ohne ihn in die Ewigkeit der Gegenwart zusammenzufassen. Das ist nicht Christenthum, welches Gott als heut und gestern Denselben bis an der Welt Ende ausspricht. Das Eine untheilbare Wesen Gottes wird mechanisch nach Raum- und Zeitabtheilungen auseinander geschnitten. Gott ist hier nicht ein Gott, der bei sich selbst ist und spricht: Ich bin Ich; er ist das ganz Zerflossene, Aufgelöste, Zeit und Raum nicht Ueberwindende, sondern nur beide unendlich Erfüllende, der Abgrund, der in sich selbst versinkt, indem Alles, was er selbst ist, in ihm zu Grunde geht: die ungeheure Leere, die sich selbst verschlingt. Diese bunte Vielgestaltigkeit des Lebens hebt sich in Gott auf als in die gleichfärbige Nacht. Dieser Pantheismus, der Gott nur als das All und nicht als Einzelnen ausspricht, spricht ihn aus in der That als Nichts. Gefühl und Vernunft lehren dieß gleichermaßen. Es ergreift uns ein heimliches Grauen vor solcher Gottheit. Wir, die selbstbewußten Geister, die als Ich sich äußern und bethätigen, ringen gegen die ewige Nacht des Todes, die uns in

den Armen solch eines Gottes erwartet. So hat nicht ein lebendiger Gott uranfänglich sein ewiges Werde gerufen und aus Nichts die Welt erschaffen, sondern die Welt ist die unendliche, wüste, wilde Traumbewegung des Nichts in ihm selber, Entstehen und Vergehen sind gleich nichtig. Solche Lehre, die Alles begreifen will in Einem, begreift Nichts. Dieß Alles in dieser Weise nach dem Prinzip der bloßen Unterschiedslosigkeit, ist der ganz abstracte Begriff des bloßen Sein; und die Philosophie hat nicht etwa erst in der neuesten Zeit, sondern schon vor anderthalb Jahrtausenden begriffen, daß solches Sein, welches hier als Sein Gottes bezeichnet wird, dasselbe sei was Nichts. Gott ist allerdings zu begreifen als das Eine, welches Alles ist; alle Philosophie hat keinen andern Anfang und Fortgang gehabt, als aus diesem Satze; aber wie die Welt, so entsteht auch die Philosophie aus Nichts; so lange das Eine nur erst das bloße Sein ist, ist sie im Anfange, und der Anfang eines Jeden ist da, wo sein Sein und sein Nichtsein noch völlig identisch sind. Auch in der Religion findet

sich der Satz von der Allheit des Einen Gottes, aber auch nur als Anfang der Religion, als die trostlose Leere, die zu erfüllen ist; es ist das Seufzen und Bangen aller Kreatur nach der Offenbarung, die sich in ihrer Nichtigkeit des bloßen Seins fühlt und sich nach der Erfüllung seiner selbst vom Wesen und Geiste Gottes sehnt.

In dem Pantheismus Heines geht die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit des Menschen verloren. Heine weiß dieß, und darum sollen die Menschen sich hier auf Erden schadlos halten für die verlorenen Freuden des Himmels mit Nectar und Ambrosia, Purpurmänteln, kostbaren Wohlgerüchen, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. Eine glücklichere und schönere Generation soll, durch freie Wahlumarmung gezeugt, in einer Religion der Freude emporblühen. Doch zweifelt Heine dann auch selbst wieder an der Realisation eines solchen Himmels auf Erden, — der, beiläufig gesagt, kein anderer ist, als um dessen Willen von je schon die lebendige Seele an den Herrn des Nichts und der

Finsterniß verschachert wurde —, und sagt von seiner Auferstehung des Menschen zur ungenirten Sinnenlust, daß sie vielleicht eben so sehr eine thörichte Hoffnung sei, wie die Auferstehung im apostolisch christlichen Sinne.

Ob den Menschen die Sinnenlust eine Entschädigung gewähren könne für die verlorene Unsterblichkeit, ob eine Ansicht, wie die Heinesche, nicht die trostloseste von der Welt sei, die direct zum Verderben des Einzelnen führe, der, nachdem er durch ungezügelten Genuß seine Nerven für weitere Sinnengenüsse abgestumpft hat, nichts besseres zu thun hat, als sich todt zu schießen; — Alles dieß näher zu untersuchen, muß ich denen überlassen, denen es beliebt auf leere Möglichkeiten zu speculiren. Genug, giebt es keine Unsterblichkeit des Geistes, so müssen wir uns schon befriedigen, und wie dieß ein jeder thut, hängt von seinem Belieben ab. Die wichtigere Frage ist die nach der Wahrheit der Heineschen Behauptung, gleichgültig ob sie unserm moralischen und sittlichen Gefühle zusagt oder nicht.

In Heines Ansicht selbst liegt schon ihre Widerlegung. Heine vernichtet den Menschen in Gott und für diese Vernichtung will er ihn trösten durch die Freuden der Welt. Wir genießen diese Freuden als einzelne individuelle Wesen. Wir mögen uns dabei nun als sittliche oder als unsittliche Wesen verhalten, so sind wir doch individuell. Aus dem Genusse selbst, den Heine zum Gottesdienste macht, geht dieß hervor. Es ist keine Täuschung um die Persönlichkeit der Menschen; wir haben ein Recht der Wahrheit und Wirklichkeit: Ich zu sagen. Nun soll Gott in dem Menschengeschlecht incarnirt sein; also ist es Gottes, ich will nur sagen, wesentliche Eigenthümlichkeit, sich zu individualisiren, persönlich zu werden. Alles was ist, nicht nur der Mensch; auch das Thier, die Pflanze, der Stein sogar haben eigenthümliche Individualität: Alles, darin Gott sich manifestirt; also muß es wohl das Wesen Gottes sein, sich zu individualisiren.

Auf diesem Wege aber führt der Pantheismus zum Christenthume, er ist dasselbe sogar schon der Möglichkeit nach und es kommt nur darauf an, daß

er sich selbst erkenne, um als dieses sich zu wissen. Was der Pantheismus in die Unendlichkeit der Zeit und des Raumes auseinanderzieht und darin ertödtet, wird selbst individuell und lebendig im Christenthum. Der unendliche Proceß der Individualisirung Gottes, wie er in Zeit und Raum vor sich geht, ist zu begreifen, und er ist begriffen in Ueberwindung von Zeit und Raum. So ist Gott der Eine lebendige Gott über dem Raume: der persönliche, und über der Zeit: der ewige. Gott wird nicht nur Mensch zeitlich, sondern ist es auch von Ewigkeit und dieser Mensch gewordene Gott ist Christus, der nicht nur zu Jerusalem im Jüdischen Lande erschien, sondern von Anfang ist und bis ans Ende der Tage in ewiger Gegenwart. „Christus heute und gestern und derselbe in Ewigkeit". Und in der Person Christi haben wir die Versicherung unserer eigenen Unsterblichkeit. Wir sind unsterblich in Zeit und Raum, unsterblich so wir Zeit und Raum überwinden, erhalten und aufbewahrt in Christus. Denn wie viele Glieder sind Eines Leibes, also sind wir viele Eines in

Christus. Das Glied ist persönlich am persönlichen Leibe, also büßen wir unsere Persönlichkeit nicht ein durch den Tod; sondern am Ende aller Tage, Zeit und Raum überwindend, finden wir die wahre ewige Persönlichkeit als viele Glieder des Einen Leibes, welcher ist Christus.

Dreiundzwanzigster Brief.

Dreieinigkeit. Protestantismus.

Ich nehme das im vorigen Briefe Gesagte noch einmal auf, um Ihnen, meine theure Freundin, noch näher zu zeigen wie das Christenthum in einer seiner am meisten verkannten Lehren die tiefste Weisheit und Wahrheit enthält.

Die ewige Persönlichkeit Gottes, welche sich äußerlich manifestirt in der Individualisirung alles dessen, was ist, ist als ewiges Wesen Gottes ausgesprochen im Namen: Christus. Gott hat die Welt aus Nichts geschaffen. Zusammengefaßt aus räumlicher und zeitlicher Unendlichkeit, ist Alles Eins, nämlich Gott, und Gott mithin der Urheber, Vater von Allem was ist, und so auch der Menschen. Er individualisirt sich unendlich räumlich und zeitlich, und aus dieser Unendlichkeit zusammengefaßt ist er ein Gott, welcher ist Christus,

der Sohn Gottes. Noch eins bleibt übrig zu berücksichtigen, damit Gott ganz begriffen werde. Gott wird lebendig in einem jeden von uns durch das Christenthum, ganz und völlig, wie in jedem Gliede meines Leibes ich lebendig bin, nicht theilweise, sondern völlig. Im gläubigen Menschen ist Gottes ewiges ungetheiltes Wesen lebendig und mächtig, und so ist Gott selbst der Geist, der heilige Geist, welcher über und in die Menschen kommt und sie erfüllt ganz und gar, also daß sie die Thaten Gottes thun. Die Persönlichkeit Gottes ist die Zurücknahme seiner selbst aus zeitlicher und räumlicher Unendlichkeit zur ewigen Gegenwärtigkeit, und diese zeigt sich somit als eine dreifache: Vater, Sohn und Geist, welche Eins sind. Dieses ist das Geheimniß der drei Personen in Gott, deren Erkenntniß das Christenthum lehrt. Ist der heilige Geist nicht in Wahrheit ein Tröster zu nennen, der durch Christus, den Mittler, in die Welt gekommen? Ist Gott nur der Vater, so müssen wir verzagen an der Unsterblichkeit; ist Gott nur Vater und Sohn, so lebt zwar Christus, und wir

sterben in Christus, aber wir leben nicht in ihm und er nicht in uns. Mit Christus ist aber auch schon gegeben der heilige Geist, welcher uns leben macht in Christus und Gott in uns in unvergänglicher Persönlichkeit. Nicht genug, daß wir uns aufgeben in Gott, wie Spinoza lehrt; sondern das wichtigste ist, daß wir uns in ihm wiederfinden.

Spinoza hat viel von der Liebe zu Gott geredet und Heine viel von der Liebe zur Welt, aber das wahre Geheimniß der Liebe haben beide nicht erkannt. Spinozas Liebe ist nur Aufgeben der Persönlichkeit, Heines Liebe nur Streben nach Genuß der entgeisteten Persönlichkeit, nur Egoismus. Jeder von ihnen hat nur Ein Moment, nicht das ganze Wesen der Liebe begriffen, wie sie nur Ein Moment, nicht das ganze Wesen Gottes begriffen haben. Dieses ist das Geheimniß der Liebe: daß ich mich selbst verliere, um mich wieder zu finden, nicht eins ohne das andere. So hat Gott die Welt geliebt, daß er sich selbst dahingegeben in Christus für die Menschen, um sich selbst wiederzufinden in den Menschen, welche sind Glieder in Christus. So

liebt der Mensch Gott, daß er sich selbst an ihn dahingiebt, nicht will was er will, sondern was Gott will, und darin sich selbst wiederfindet, indem der Geist Gottes in ihm lebendig wird.

Das Mangelhafte der Spinozistischen wie der Heineschen Weltanschauung läßt sich noch mit den Worten aussprechen, daß ihnen beiden die Nothwendigkeit nicht zur Freiheit sich verklärt habe. In der Nothwendigkeit ist, wer durch einen Andern, in der Freiheit wer durch sich selbst bestimmt wird. Wir sind gewöhnt, die Natur als nothwendig durch eiserne Gesetze bestimmt und gefesselt zu betrachten, denn es ist der gemeinen Denkweise eigenthümlich, den Geist von der Natur abzutrennen; aber daß jener Pantheismus eben so den Geist unter das Gesetz bringen will, empört unser Gefühl, spricht gegen das Selbstbewußtsein des Geistes. Der zeitlich und räumlich unendliche Gott, der sich nicht zur Persönlichkeit zusammenrafft, ist die einförmige unabänderliche Regel, ähnlich einer unendlichen mathematischen Formel; die Nothwendigkeit, welche er dem Menschen und der Welt anthut, ist keine

Selbstbestimmung, kein Entschluß und Beschluß seiner selbst, denn er, der Alles ist, ist nicht ein Selbst. Die Vernichtung der Freiheit trifft freilich den Heineschen Gott nicht, eben weil an ihm, dem Unpersönlichen, gar nichts zu vernichten ist, aber wohl fühlt sie der Mensch, dem mit der Freiheit die Luft genommen wird, welche der Geist athmet.

Fassen wir Gott als den Persönlichen, so wird dasselbe, was auf Heine-Spinozaschem Standpunkte eine unerträgliche Nothwendigkeit war, die sich selbst bestimmende Freiheit Gottes, und der Mensch wird als Glied des Leibes, welcher ist menschgewordener Gott, theilhaft dieser Freiheit.

Heine hält sich für einen trefflichen Protestanten; er bildet sich ein, sein Pantheismus sei der wahre Ausgangpunkt des Protestantismus; ja er nennt seinen Pantheismus das öffentliche Geheimniß in Deutschland, die Religion, welche eigentlich die herrschende sei; nur hätte bis jetzt niemand den Muth gehabt, solches auszusprechen. Heine ist der Mann des Muthes. Es ist wahrhaft komisch, wenn

sich Heine die Miene giebt, daß er der Vollender des Riesenbaues sei, zu dem der gewaltige Luther den Grund gelegt. Das Rohr, welches jeder Liebesseufzer hin- und herbewegt, stellt sich neben die Rieseneiche, in deren Aeste die Blitze des Vatikans fuhren und gegen die der Sturm des dreißigjährigen Krieges raste, ohne sie erschüttern zu können, und sagt: Lieber Baum, du bist sehr alt geworden, ich will künftig deine Stelle vertreten.

So wenig wie im Protestantismus, wie er gegenwärtig ist, ein pantheistisches Moment liegt, so wenig ist derselbe, wir müssen es gestehen, im Stande irgend einer religiösen Neuerung als Repräsentant des wahren Christenthums entgegen zu treten. Wie man im politischen Leben Freiheit und Willkür verwechselt hat, so ist es auch innerhalb der protestantischen Kirche geschehen. Luther protestirte gegen die Autorität des Pabstes; unsere modernen protestantischen Theologen haben geglaubt in Luthers Fußtapfen zu wandeln, wenn sie auch gegen jede sonstige Autorität, gegen die Autorität der Bibel, der Apostel, ja des sich offenbarenden

Gottes selbst protestirten. „Prüfet Alles und das Beste behaltet.“ Dieß nahmen sie zum Wahlspruche und prüften Gott und göttliche Dinge. Aber sie vergaßen, daß nicht ein jeder Stein zum Prüfstein tauge; oder vielmehr sie hatten die Ueberzeugung, daß keiner tauge, und prüften dennoch. Es klingt fast unglaublich, daß dieselben behaupteten: „der Mensch könne von Gott und göttlichen Dingen nichts begreifen,“ und dann wieder: „Was in der Bibel und in der Kirchenlehre nicht als vernünftig sich erweise, das müsse verworfen werden.“ Mit der Bibel verfuhr man noch glimpflich, man warf sie nicht geradezu weg; Vieles wurde umgedeutet, — wenn es heißt: Christus wandelte auf dem Wasser, so ist gemeint: er konnte gut schwimmen —; von Vielem wird gesagt: es sei Accommodation für die dummen Heiden und Juden, und würde zu uns klugen und aufgeklärten Leuten geredet, gar anders klingen.

So weit, meine werthe Freundin, ist es gekommen, daß ich Ihnen versichern kann, daß, nachdem ich schon viele Studien gemacht, ja auf der

Universität sogar mehre Jahre theologische Vorträge gehört, ich erst gelegentlich unter den Antiquitäten des Mittelalters das Glaubensbekenntniß der protestantischen Kirche gefunden habe. Nur aus der frühesten Jugend waren mir einige Anklänge wie dunkle Ahnungen geblieben; aber schon als vierzehnjährigen Knaben hatte man mich zum aufgeklärten Manne zugestutzt, der Christus für seines Gleichen und den dreieinigen Gott für ein Gespenst des Mittelalters hielt. Wie mir ist es Vielen gegangen; und ist man einmal so klug geworden, daß man alle Offenbarung mitleidig lächelnd übersieht, dann ist es gar schwer zu dem Geständniß zu gelangen, daß man im Grunde nichts wisse. „Glaubet an mich, so werdet ihr inne werden, daß meine Lehre von Gott sei!" so spricht Christus, aber der Rationalismus sagt: „Glaubet nicht bevor ihr inne geworden, daß die Lehre von Gott sei." Dieses schmeichelt der Eitelkeit, jenes vernichtet sie. Ließen wir uns ein dickes Buch machen und gingen damit von einem protestantischen Pfarrherrn zum andern und ließen ihn aufschreiben, was nach seiner Ue-

berzeugung die positive Lehre der protestantischen Kirche wäre, und setzten uns dann hin und summirten zusammen, worin Alle übereinstimmten, so ergäbe sich der Eine kleine, in seiner Vereinzelung inhaltlose Satz: Es ist ein Gott, und weiter nichts. Zu solcher Magerkeit, Leere, Trostlosigkeit ist die protestantische Kirche heruntergekommen.

Wenn die Noth am größten ist, so ist auch die Hülfe am nächsten, und darum bin ich frohen Muthes voll für die Zukunft der Kirche. — Als ich mir selbst einst die Frage nach dem Resultat meiner theologischen Studien vorlegte, kam ich zum Bewußtsein meiner Dürftigkeit, der ganzen Nichtigkeit meines vermeintlichen Reichthums; ich hing die Theologie, als ein zerfetztes Kleid, was mir keinen Schutz gewährte, an den Nagel; ich legte die Bibel bei Seite, aus der ich nicht klug geworden war, weil ich sie für ein veraltetes Volksbuch der Juden gehalten, und studirte die Philosophie, erst der Griechen, und das Leben begann mir wieder bedeutungsvoll zu werden, dann des Cartesius und des Spinoza, der mir durch seine Liebenswür-

digkeit, durch seine unendliche ungetrübte Leidenschaft für die Wahrheit vor Allen theuer war. Vor einer Schrift des Spinoza steht als Motto der Bibelspruch: „Daran erkennen wir, daß wir Gottes Kinder sind, daß er uns von seinem Geiste gegeben.“ So kam ich dahin, das bestaubte Bibelbuch wieder in die Hand zu nehmen. Ich las und fand einen unendlich reichen Schatz der Weisheit, auf welchen Spinoza mich hinleitete; denn Spinoza führt die Bibel immer im Munde, und es ist ihm der heiligste Ernst, wenn er Christus den Mund Gottes, durch den er zu uns geredet, nennt. So schien mir Spinoza das Christenthum wahrhaft begriffen zu haben in seiner ganzen unendlichen Fülle der Wahrheit, denn ich verglich ihn nur mit den modernen protestantischen Theologen. Und diesen Mann hörte ich noch schelten und verwerfen; mit jugendlicher Begeisterung suchte ich ihn zu vertheidigen. Ich hielt an seinem Todestage öffentlich eine Rede zu seiner Rechtfertigung, und wohlmeinende Freunde brachten diese Rede in Druck. Schon damals war die Ueberzeugung in mir lebendig ge-

worden: „hat Spinoza die Göttlichkeit der Bibel erkannt bei seinem freien und unabhängigen Forschen, so mag wohl vielleicht auch in dem, was Spinoza nicht erkannt hat von jener Schrift, eine tiefe Wahrheit liegen, welche zu erkennen der spätern Philosophie vorbehalten ist." Aber ich bekenne Ihnen, meine Freundin, daß ich das Christenthum selbst, nachdem ich die neuere Philosophie studirt, aber nur so weit begriffen hatte, als sie eine Bestätigung des Spinozismus enthielt, anfangs nicht weiter erkannte, als nach der von Spinoza in ihm erkannten Wahrheit. Die Unsterblichkeit war mir ein gewaltiger Stein des Anstoßes, den ein frommer Geistlicher meinem Spinozismus, mit dem ich das Christenthum begriffen zu haben meinte, zuerst entgegen hielt, und die eng damit verknüpfte Persönlichkeit des Geistes. Ich habe seitdem genauer und eifriger die Philosophie Hegels studirt und gefunden, daß in ihr die Frucht der ganzen philosophischen Bewegung seit Spinoza enthalten ist, gerade das, wonach ich suchte: die Persönlichkeit des Geistes, die Unsterblichkeit.

Verzeihen Sie, meine Freundin, daß ich Sie hier mit dem gleichgültigen Gange meiner individuellen Ausbildung unterhalte; aber ich wünschte, Sie möchten erfahren, auf welchem Boden meine Begeisterung für das Christenthum erwachsen ist, die oft genug in diesen Briefen laut geworden. Man hat der Hegelschen Philosophie von Seiten mancher Bewunderer wie Heine als Lob, von Seiten vieler Gegner als Tadel nachgesagt, sie sei Spinozismus, Pantheismus. In einer Schrift, wie diese, kann ich aus Hegels Philosophie selbst nicht das Gegentheil erweisen; darum mußte ich mich begnügen, an meinem eigenen Beispiele zu zeigen, wie diese Philosophie geeignet sei, die, welche sich mit ihrem Studium beschäftigen, zum lebendigen Glauben an Persönlichkeit und Unsterblichkeit hinzuführen. — Uebrigens hege ich die Ueberzeugung, das Christenthum habe sich nicht durch die Philosophie vor dem Bewußtsein des Volkes zu rechtfertigen; sondern durch seine ihm inwohnende seligmachende Kraft, die alle empfinden, die sich gläubig an dasselbe wenden. Je weiter die Weltklugheit um sich

greift, desto Mehre kommen zum Gefühle der Leerheit, desto Mehre suchen nach einem Inhalt, der diese Leere erfülle; und das Christenthum, wie es mit untadelhaften Worten in der Bibel beschrieben steht, wird gesucht und — gefunden werden als das was es ist: die Fülle aller Wahrheit, die echte Offenbarung des menschgewordenen Gottes.

Vierundzwanzigster Brief.

Pantheismus bei Goethe und Hegel.

Ich habe mich bemüht, Ihnen, meine verehrte Freundin, das Verhältniß des Christenthums zu dem Heine=Spinozistischen Pantheismus auseinanderzusetzen. Es ist dieses: daß beide nicht einander direct entgegenstehen, sondern daß dieser Pantheismus seiner ihm inwohnenden Wahrheit nach ein ewiges Moment des Christenthums ausmacht, daher in diesem seine Erfüllung und Rechtfertigung findet, aber nicht außerhalb desselben und nicht gegen dasselbe. Wie ihn Heine faßt, als feindlichen Gegensatz gegen das Christenthum, ist er eine Einseitigkeit, welche der Wahrheit entbehrt, eine leere Abstraction, die in ihrer Mangelhaftigkeit consequent durchgeführt, zu unsittlichen und irreligiösen Resultaten führt.

Hier mag noch die Bemerkung Statt finden, daß Heines Pantheismus in Wahrheit gar nicht Pantheismus ist, insofern mit diesem Worte nicht eine individuelle Ansicht, sondern ein Dasein der Religion bezeichnet wird. Ich habe früher dem richtigen Wortgebrauche gemäß die Religion der Inder Pantheismus genannt. Die Religion der Wahrheit konnte für ein Volk, dem jedes Gefühl der persönlichen Würde noch abging, nur als Pantheismus existiren. Nehmen Sie die Idee der Persönlichkeit aus dem Christenthume und Sie haben die Religion der Inder, die sich in ihrer Kraft darum auch vernichtend gegen alle Persönlichkeit verhält. Gegenwärtig ist in den Völkern, wie in allen Einzelnen, so auch bei Heine das Gefühl der Persönlichkeit mächtig bis zur Verklärung ins Selbstbewußtsein. Dasselbe findet daher keine Befriedigung im Pantheismus, und nur als Unsittlichkeit kann es daher Wohlgefallen an pantheistischen Anschauungen haben, weil es durch solche aller ewigen geistnatürlichen Bestimmtheit sich entbunden fühlt und darum ein breites Feld der Willkür findet. Jede

Religion muß eine positive Befriedigung aller geistigen Regungen des Menschen gewähren; der Pantheismus Heines gewährt nur eine negative Genüge dem unsittlichen Gefühle, der zur Fleischlichkeit herabgesunkenen Natur des einzelnen Menschen, ist daher seinem innern Wesen nach nicht Religion, und kann also auch nicht zu einer solchen werden; eben so wenig wie sich die französische Vernunftgottheit halten konnte, weil sie nur der Eitelkeit des Verstandes schmeichelte, aber alle übrigen geistigen Forderungen des Menschen unbefriedigt ließ.

Wie im Christenthume, so ist auch in der Goetheschen Poesie und in der Hegelschen Philosophie der Pantheismus aufgenommen und zum bloßen Moment herabgesetzt. Daher findet Heine bei Goethe und Hegel seinen Pantheismus wieder, indem er für die Art wie sich bei beiden der Pantheismus zur Persönlichkeit verklärt, blind ist. In eben der Weise hätte Heine auch in der christlichen Religion seinen Pantheismus finden können, aber ein früh angebildeter und später durch katholische Umgebun-

gen genährter und bestätigter Widerwille hält ihn davon ab. Aber unwillkürlich geschieht bei Heine die Verkennung christlicher Ideen für pantheistische, indem er sagt, daß in Deutschland, welches durch und durch weniger der katholischen Verbildung des Christenthums angehört, der Pantheismus als eine geheime Religion gepflegt werde. Allerdings mag es übrigens der Fall sein, daß namentlich in den höhern sittlich trägeren Ständen das Christenthum nur nach seinem pantheistischen Momente aufgenommen wird, um eine bequeme vermeintliche Religiösität zu besitzen, — doch auch über geistige Dinge parliren zu können —, und dabei vor sich selbst sich zu rechtfertigen, wenn der Willkür in aller Unsittlichkeit ungenirt der Zügel gelassen wird. Hierin liegt aber nur ein Beweis der Unsittlichkeit, welche nach einem Scheine von Berechtigung hascht, ob auch um solcher endlichen Persönlichkeit willen die ewige Persönlichkeit aufgegeben wird.

Die Rechtfertigung Goethes gegen Heine ist nicht schwer; im Faust ist sie auf das Vollständigste gegeben. Das christliche Dogma von der

Nichtigkeit des Bösen und des Todes, von dem Finden der ewigen Persönlichkeit durch den Glauben ist hier gerade so dargestellt, daß es als Sieger über die vermeintliche unwahre Persönlichkeit, die sich außerhalb Gottes im Scheinreiche des Bösen geltend machen will, auftritt. Der Faust ist nichts anderes als ein Triumph der Idee des Christenthums in ihrer vollendetsten Ausbildung; man wird dieses allgemein erst anerkennen, wenn man zum Verständnisse des zweiten Theils des Faust gekommen sein wird. Der Sieg des persönlichen Gottes über beide Durchbildungen des einseitigen, gegen das Christenthum sich auflehnenden Pantheismus tritt am Schlusse des ersten Theils und im letzten Acte des zweiten Theils zunächst negativ auf, wird aber nun auch sogleich mit der allseitigen Negirung positiv, und der nun aller endlichen, falschen, nur scheinbaren Persönlichkeit ledige Faust wird in unsterblicher Persönlichkeit in das Licht der Wahrheit aufgenommen. —

Wollen Sie, meine Freundin, noch andere Beweise von der echt christlichen Gesinnung Goethes,

so können Sie dieselben in allen seinen Gedichten finden, denn darin eben besteht Goethes Größe als Dichter, welche Heine selbst neidisch anerkennt (— er sagt, er könne das nicht, darum habe er früher Goethe angefeindet —), und überhaupt alle geniale Größe, daß ein Gefühl ewiger, nicht endlicher Persönlichkeit sich ausspricht. Man sagt gewöhnlich, daß Goethes Gedichte darin ihren hohen Werth hätten, daß sie nicht eine besondere Stimmung oder vielmehr Verstimmung des Gemüthes erforderten, um sie ansprechend zu finden, sondern im Gegentheile nur vor dem nicht leidenschaftlich aufgeregten Geiste in ihrer hohen Schönheit hervorträten. Hierin liegt anerkannt wie diese Gedichte wahrhafte Worte des Geistes zum Geiste sind, und aller Beimischung wie der Fleischlichkeit, so der Seelenhaftigkeit fremd sind.

Ueberhaupt kann ein Dichter auf keine Weise der Persönlichkeit entbehren, und Heine wäre weit davon entfernt, ein Dichter zu sein, wenn er nichts weiter als Pantheist wäre. Die Persönlichkeit Heines ist aber die endliche, während Goethes die ewige

ist. Nur in der Ungenirtheit die Persönlichkeit walten zu lassen, stehen beide gleich und zusammen einer frühern Richtung deutscher Poesie entgegen, welche sich in der Lüge vor sich selbst gefiel, indem eine andere poetisch heißende Persönlichkeit vorgemahlt wurde, und eine andere Brust und Kopf in Wirklichkeit regierte. Während aber bei Goethe der Geist regiert in seiner Fülle und Mächtigkeit, regiert bei Heine die Fleischlichkeit und in früheren Liedern die Seelenhaftigkeit. Heines poetischer Werth liegt darin, daß auch der Geist in der Knechtschaft unter die Fleischlichkeit doch noch die ursprüngliche Schönheit durchleuchten läßt, wenn er nur wagt in Keckheit und ohne vor dem eigenen Bewußtsein zur Lüge zu werden, sich zu äußern. Solches gelingt Heine nur, indem er sich selbst den Schein seines Pantheismus vormacht und so eine Gerechtsamkeit sich zu verschaffen sucht, der Fleischlichkeit zu dienen als wäre solches ein Gottesdienst und eine Bezeugung der Freiheit.

Um aber endlich auch noch die nicht nur von Heine, sondern auch von vielen Andern; welche ihn

nicht verstanden, gegen Hegel erhobene Anklage auf das bestimmteste zurückzuweisen, so bitte ich Sie, meine Freundin, folgende Worte des großen Denkers zu berücksichtigen, die seine echt christliche, freilich weder katholische, noch rationalistisch protestantische Gesinnung auf das deutlichste aussprechen. „In der allein ausreichenden Philosophie des Christenthums erscheint die Wahrheit nicht nur in der würdigsten symbolischen Hülle, sondern diese Symbolik ist so innig die Wahrheit selbst, daß letztere von den Menschen in keiner anderen Form der Anschauung erkannt werden kann, und diese Form ihr wesentlich und ewig sie selbst ist. Denn bloß die historische Offenbarung hat einen persönlichen, lebendigen, von keines Menschen Vernunft willkürlich gebildeten Gott, der sich nur in die uns unentbehrliche Form, die er selber hergiebt, herabsenkt, um uns begreiflich zu werden, und dabei dennoch der unbegreifliche, mithin wirklich Gott bleibt. — Die Offenbarung zeigt uns jenes höchste Noumenon, wie es sich selber wesentlich, persönlich, lebendig, begreiflich für das endliche

Geschöpf, wie es sich zu einer Substanz gemacht hat; und darum muß eine thörichte Weisheit (eine Thorheit vor der Weisheit der Welt) ergriffen werden, die unter allen Arzneien dem Menschen am schwersten eingeht, deren Lichtwirkung auch nicht eher empfunden wird, als bis sie eingenommen ist; und der Mund, womit wir sie fassen, heißt Demuth. Hat sie aber gewirkt, so erscheint alles Kümmern und Sehnen um einen Gott, und aller Zweifel an ihm, an Tugend und Unsterblichkeit und alle wortreiche Fürsprache für sein Dasein, eitel, bedauernswürdig, überflüssig. Dann ist auch dieser Gott nicht mehr bloß natürlich durch Gewissen und religiösen Wunsch, sondern mit Gnade und Wahrheit in uns geoffenbart und leitet nun das Geschöpf auf sicherer Bahn ins Ewige und Unendliche."

Glauben Sie mir, die wahre Weisheit ist nicht übermüthig und stolz und brüstet sich auf ihre Werke als Menschenwerk: eine rechte Titanenarbeit Pelion auf Ossa gewälzt, um den Himmel, trotz Zeus, zu erobern. Der wahre Philosoph weiß

so gut wie der echte Christ, daß er aus eigener Macht und Stärke nichts vermag, sondern allein Alles durch den in ihm mächtig gewordenen, aus freier Gnade sich offenbarenden, persönlich lebendigen Gott. Aller Trotz des Denkens schwindet im wahren Gedanken, und ist dieser endlich mit tausend Ringen und Kämpfen gegen den Uebermuth der endlichen Persönlichkeit besiegt, dann erst wird die Gewißheit der Wahrheit lebendig. Aber solche Gewißheit ist nicht ein Ruhm und Preis der Eigenmacht des Denkers, sondern des Gottes, von dem er Alles empfangen und dazu er nichts gethan. Gebet Alles dahin, was euer Eigenthum, damit ihr Erben Gottes seid; aber so ihr nicht erkennet und glaubet, daß Alles, was ihr gegeben, Nichts sei, so ihr meint, daß es auch nur eines Sonnenstäubchens Werth habe; erntet ihr statt des Lebens das Verderben. Die Demuth des Menschen gewinnt die Kraft Gottes. Und in diesem Sinne nennt Hegel den Spruch der Sprüche, die Antwort der Antworten, dieses:

„Bittet so wird euch gegeben!"

Fünfundzwanzigster Brief.

Einung der Gegensätze.

Schon mehr als einmal, meine Freundin, habe ich die Hoffnung gegen Sie ausgesprochen, es werde demnächst zu einer Auffassung des Christenthums im Geist und in der Wahrheit kommen, welche eine so große Vollkommenheit vor allen früheren Auffassungen haben werde, daß sie recht eigentlich als der Ausgangpunkt alles menschlichen Strebens, wie es die Geschichte zweier Jahrtausende schildert, sich bezeugen werde. Eine solche Auffassung der Religion der Wahrheit wird Friede und Freude in die Welt bringen, welche wir eben jetzt in der Zeit des Ringens mehr als je vermissen. Je eifriger wir im Suchen sind, desto näher sind wir dem Finden. Nach dieser religiösen Erkenntniß werden sich dann auch die politischen Verhältnisse des Lebens, werden sich die Sitten, Gebräuche, werden sich die

Künste und Wissenschaften gestalten und reformiren.

Ich habe mich bemüht, die verschiedensten Richtungen, die der Geist unter uns genommen, nach dem Einen Ziele hinstrebend zu erkennen, denn ein solches Ziel muß es geben, wenn nicht der Unsinn, sondern ein freier Gott die Welt regiert. Die einzelnen Parteien müssen wie die Glieder Eines Leibes, den ein vernünftiger Geist belebt zu Einem Ganzen der gegenwärtigen Menschheit sich zusammenschließen; und wenn wir recht erkennen, so müssen wir also nicht jedes Glied, wie es einzeln für sich abgetrennt vom Leibe ist, wissen, so daß jedes Glied für sich wirkt, ja eins gegen das andere streitet; sondern den ganzen wohlgeordneten Leib müssen wir überblicken und der Glieder Zusammenordnung anschauen, und wie eins nicht wider, sondern für das andere wirkt, keins gegen das andere streitet, sondern alle zusammen das Werk Eines vernünftigen Willens ausrichten.

Nun haben wir Heine mit seinem Pantheismus betrachtet, wie früher Börne mit seiner Selbst-

sucht, die sich als Haß gegen alles, was Dasein des allgemeinen Geistes ist, Luft macht. Sehen Sie nicht, meine Freundin, was der eine von der Wahrheit hat, das fehlt dem anderen; oder vielmehr die Eine ganze Wahrheit ist wahrhaftig in einem jeden; aber der eine weiß sie nur nach ihrem einen, der andere nur nach ihrem andern Momente; der eine schaut sie nur von außen nach innen, der andere nur von innen nach außen —; der eine kennt sie nur als Inhalt, der andere nur als Form. In der Börneschen subjectiven Weise ist die völlige Form der Freiheit, welcher aber ein schlechter falscher Inhalt, die Willkür, gegeben wird; in dem Heineschen Pantheismus ist der völlige Inhalt der Freiheit, welcher aber eine schlechte falsche Form, die Unsittlichkeit, gegeben wird.

Ich sagte schon früher, daß die Arbeit der Jahrhunderte keine andere sei als die Herausbildung des Bewußtseins der Persönlichkeit. Nun bemerken Sie, meine Freundin, wie die moderne Literatur Zeugniß hierfür ablegt. Das Bewußtsein der Persönlichkeit ist zunächst das Gefühl der Mäch-

tigkeit, darum Erkräftigung und Ermannung des Selbsts gegen alle Autoritäten, wie wir bei Menzel und Börne solches sehen. Dabei wird aber das verworfen, was das eigene Dasein des Geistes bereits ist. Das nächste ist, daß der Geist über seine Vereinzelung hinausgehe, zum Bewußtsein seiner Alleinigkeit komme, damit aber auch das Bewußtsein der Persönlichkeit, welches an der Subjectivität haftet, einbüßt. Daher geschieht es, daß neben dem alleinigen Geiste auch noch die berechtigte Subjectivität mit den Ansprüchen auf Persönlichkeit stehen bleibt, — so haben wir Heine. Noch ein Schritt, er liegt so nahe und die Erkenntniß ist geschehen, der Widerspruch selbst ist so groß, daß er zu diesem Schritte gewaltig hindrängt: Die Persönlichkeit findet ihren wahren Inhalt in dem alleinigen Geiste, der alleinige Geist findet seine wirkliche Form in der Persönlichkeit. So ist ja alles Elend, aller Mangel gestillt. Die Persönlichkeit bei Börne ohne die Alleinigkeit ist die schmerzzerrissene, die im bittern Gefühle der Ohnmacht, mit dem heftigsten Drange nach Allmächtigkeit gegen sich selbst

wüthet; — die Alleinigkeit des Geistes bei Heine ist eine starre Nothwendigkeit, welche der Selbstbestimmung ermangelt, darum trostlos und leblos, weil sie nach Freiheit sich drängt; — wagt doch nur einzusehen, daß die allmächtige Persönlichkeit und die lebendige Alleinigkeit ganz und gar Eins und dasselbe ist; und aller Zwiespalt, alles Hin- und Hergerede von Nothwendigkeit und Freiheit, Geist und Natur, hat für immer ein Ende.

Heine hat, wie Sie, meine Freundin, sehen, eine große Bedeutung für die Gegenwart, er ist groß in seiner Einseitigkeit, und berechtigt in ihr, darum, weil in ihr Eine Seite der Idee, welche ins Bewußtsein drängt, wahrhaft repräsentirt ist.

Noch einen Beweis giebt Heine, ohne es zu wissen und zu wollen, für das Ausgesprochene: daß die Persönlichkeit an der Alleinigkeit den einzigen völligen Inhalt habe, indem er selbst zwischen beiden Extremen hin- und herschwankt. Heine ist so subjectiv wie Börne, ja noch übermüthiger, aber er beharrt nicht bei dem einen Extreme, es reißt ihn sogleich wieder nach dem entgegengesetzten. Ein

Extrem schlägt bei Heine in das andere um, Inhalt in Form und umgekehrt; aber dieß Umschlagen selbst merkt er nicht, denn er hat es nicht dahin gebracht, über sich selbst zu stehen und so wandelt er selbst wie ein Proteus aus einer Gestalt in die andere. Beide Extreme zu fassen mit der Hand des Genies und in Eins zusammenzuarbeiten, dazu fehlt ihm Muth und Kraft. So wird ihm die Persönlichkeit zur Unsittlichkeit und die Alleinigkeit des Geistes zur Gewissenlosigkeit.

Sie sehen auch, meine Freundin, wie das Heinesche Wesen aus der geistigen Stellung, die er einnimmt, sich erklärt. So ein Hinundheroscelliren zwischen beiden Extremen hat zum Resultat das fahrige unzuverlässige Wesen, welches alle Interessen berührt, aber keine erfaßt; Alles beschwatzt, aber nichts bedenkt; überall den Geist wittert, und ihn ahnen läßt, aber nie den Geist zu sich reden hört und zu Anderen sprechen läßt. Daher die Leichtigkeit, mit der sich Heinesche Schriften lesen. Man kann in aller Gedankenfaulheit liegen bleiben, und doch ist der Geist beschäftigt; nichts ist ganz falsch,

ganz dumm, aber auch nichts ganz richtig, ganz klug. Heinesche Schriften sind wie eine labige Sommernacht, wo es nicht ganz finster und kalt, aber auch nicht ganz hell und heiß wird. Dabei schlummert der Geist eines vornehmen Mannes süß und hat liebliche Träume; der von so vielem Essen und Trinken und Berechnungen der Kapitalien sammt Interessen müde Geist ruht aus; er fühlt seine Geistwürde ohne nöthig zu haben, sie durch Anstrengungen zu beweisen. Er weiß sich als Herr der Welt, dem alle Schönheiten zublühen. Er darf ungenirt nur zulangen. Wie ein türkischer Pascha von vielen Roßschweifen ruht er immer auf seidenen Kissen, die Wohlgerüche Arabiens umduften ihn, reizende Huris wedeln mit Pfauenschweifen Kühlung, er raucht den feinsten Knaster und bläst pantheistische Wolken — ihm ist unaussprechlich wohl. Für solches geistiges Schlaraffenthum ist Heine recht der Mann, und darum wird ihm nie ein geistreiches Publikum fehlen, welchem Börne mit seiner Grobheit und seiner Berserkerwuth ein verhaßter Störenfried ist. Selbst die

heftigsten Leidenschaften, Haß, Liebe, wirken in dem Göttermahle, das Heine aufgetischt, nur wie feine Gewürze, sie reizen den Gaumen des schmausenden Geistes, ohne ihn zu verwunden.

Wie Heine für die Reichen, so ist Börne ein Schriftsteller für die armen Leute, die ihres Geistes nur gewiß und froh werden, wenn sie sich aufregen, wenn sie Schmerz empfinden bei den Wunden die ihrer Seele geschlagen werden. Aber Heines Reiche und Börnes Bettler sind doch jene zu faul, diese zu ungeschickt zur wahren Freiheit zu kommen, beide bleiben beim Mögen stehen, ohne zum Wollen zu kommen. Den Einen muß man sagen, lernet euch selbst beschränken, den Andern, lernet euch selbst erfüllen, dann werdet ihr haben wollen und wirklich haben, was ihr alle jetzt nur gern haben möchtet: die Freiheit!

Diese Zeit, in der wir leben, scheint mir große Aehnlichkeit mit derjenigen zu haben, in welcher Christus erschien, wie ich schon früher einmal in diesen Briefen angedeutet habe. Alles was damals, „als die Zeit erfüllet war" unmittelbar in Gefühl

und Vorstellung dawar, als ein Gegensatz, den Christus sühnte, ist jetzt im Lichte des Bewußtseins aufs neue in Gegensatz getreten, und ich bin darum der Ueberzeugung, die Erscheinung des menschgewordenen Geistes in dem Lichte des Bewußtseins sei die Versöhnung, welche dieser Zeit bevorsteht. Im Römerreiche hatte sich die schon im Griechenthume geborene Persönlichkeit auf das bestimmteste ausgebildet, gegen die uralte, aus dem heiligen Indien stammende, bei Griechen und Römern nur zur Bedeutunglosigkeit heruntergekommene Religion des Pantheismus. So standen damals ebenfalls die leere Form, welche des Inhaltes entbehrte, und der formlose Inhalt einander gegenüber, wie jetzt der Gedanke der persönlichen Freiheit und des Pantheismus. Christus erschien vor Aller Augen und Ohren, so wird er jetzt vor dem Auge des Verstandes erscheinen, welcher des Mittlers dermalen so sehr bedarf, wie einst der in eitler Weltlust befangenen Sinn der Menschen des Römerreichs. Wahrlich die Zeit ist erfüllet, und ich sage Ihnen, meine Freundin, der Gott, welcher Mensch wird, ist nicht fern; ja er ist wahrhaftig da, und wir dürfen nur das Auge aufschlagen, ihn zu sehen, denn er fehlt niemals, er ist da in ewiger Gegenwart.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Marbach, Gotthard Oswald,

Ueber moderne Literatur in Briefen an eine Dame

Bd.: 2

Leipzig 1836

H.lit.p. 236 e-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10733763-6